



Ausbildung: Eine attraktive Zukunftsoption?

Schülerinnen und Schüler mit
Migrationshintergrund erleben die Arbeitswelt.

Prof. Dr. Kirsten Lehmkuhl
Marcus Eckelt, M.A.
Cornelia Schöler, Dipl.-Pol.

Expertise für BQN Berlin

Berlin im Februar 2011

Ausbildung: Eine attraktive Zukunftsoption?

Schülerinnen und Schüler mit
Migrationshintergrund erleben die Arbeitswelt.

Inhalt

- 1** 7 | 1 Die Kampagne Berlin braucht dich!
- 2** 10 | 2 Konzeption und Durchführung der Untersuchung
- 3** 13 | 3 Berufswahl – die subjektive Bewältigung objektiver Restriktionen
- 4** 17 | 4 Empirische Befunde und Erkenntnisse
 - 17 Echtes Bildungsinteresse
 - 18 Erwartungen an Betriebspraktika
 - 19 Ausbildung und Abitur
 - 20 Autonomie und schulische Unterstützung
 - 21 Das Neigungskonzept
 - 21 Autonomie und Gruppenzugehörigkeit
 - 23 Gesellschaftliche Zusammenhänge bleiben verschleiert
 - 24 Arbeitslosigkeit und Angst
 - 25 Die Familie als Bezugspunkt
 - 25 Gemischtsprachigkeit
 - 26 Halb deutsch sein
 - 27 Diskriminierung? – Persönlich noch nicht!
 - 28 Gender

- 5** 31 | **5 Anregungen und Empfehlungen**
- 31 Dem Zufall auf die Sprünge helfen
 - 32 Berufsorientierung muss praktisch sein
 - 32 Deutsch als Zweitsprache – Welterkundung ist Wortschatzerweiterung
 - 32 Kompensation ist unerlässlich
- 6** 34 | **6 Fallgeschichten**
- 34 Firat – „Mehr kann man einen eigentlich gar nicht mehr vorbereiten.“
 - 37 Ayla – „Vielleicht nächstes Jahr“
 - 40 Mehmet – „Sagte, wäre 'ne ideale Ausbildung für mich“
 - 43 Gün – „Aber mit meinen Freundinnen würd' ich dis machen.“
- 7** 48 | **7 Literatur**

1 Die Kampagne *Berlin braucht dich!*

Ein gesichertes Einkommen, eine gute Arbeit, die zu schaffen ist und die man gerne macht, in der es Freiräume zur Mitgestaltung und Selbstverwirklichung gibt, eine Arbeit, die sinnvoll ist und persönliche Anerkennung vermittelt. Das sind die ganz normalen Wünsche der allermeisten Menschen in Deutschland, ob sie nun jung oder alt sind, ob sie eingewandert sind oder nicht, ob ihre Eltern oder Großeltern eingewandert sind oder nicht.

In Deutschland führt der Weg zu guter Arbeit meist über eine Ausbildung im Dualen System bzw. im Fachschulwesen oder über ein Studium. Das Erreichen eines möglichst hohen formalen Schulabschlusses und der damit verbundenen allgemeinen Bildung ist ein entscheidender Schritt auf dem Weg in die Arbeitswelt. Mit hohen Schulabschlüssen sinkt das Risiko, ohne Ausbildung zu bleiben, damit sinkt auch die Gefahr von Arbeitslosigkeit oder prekärer Beschäftigung, von schlechter Arbeit.¹

Der inzwischen seit Jahrzehnten bestehende Mangel an attraktiven Ausbildungsplätzen führt zu einer starken Konkurrenz unter den Jugendlichen und zur Abwertung ihrer Schulabschlüsse – besonders des Hauptschulabschlusses, aber inzwischen auch des mittleren Bildungsabschlusses.

Dieser allgemeine Trend wirkt sich auf Jugendliche je nach Geschlecht, sozialer und ethnischer Herkunft, Bildungsgrad der Eltern und Wohnort unterschiedlich aus. Der Zusammenhang zwischen den unterschiedlichen Lebenslagen und den Chancen bzw. Hindernissen auf dem Weg von der Schule in den Beruf ist eng. Junge Menschen mit Migrationshintergrund sind in Deutschland sowohl im Dualen System als auch unter Studierenden unterrepräsentiert.²

1 Vgl. Fucke/Oberschachtsiek/Giesecke (2010): Keine Perspektive ohne Ausbildung. Eine Analyse junger Erwachsener ohne Berufsabschluss in Westdeutschland

2 Vgl. den Datenreport zum Berufsbildungsbericht 2010, der für die gesamte berufliche Bildung deutlich unterschiedliche Beteiligungschancen für Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund darstellt: Drei Jahre nach Schulabgang sind Jugendliche ohne Migrationshintergrund mit maximal Hauptschulabschluss zu ca. 85 Prozent, mit maximal mittlerem Schulabschluss zu ca. 91 Prozent in schulischer oder betrieblicher Berufsausbildung, Jugendliche mit Migrationshintergrund dagegen zu ca. 69 Prozent bzw. 79 Prozent. (Vgl. BIBB (2010), 187f.). Die Ausbildungsbeteiligungsquote nach Staatsangehörigkeit differiert noch stärker: Gegenüber 68,2 Prozent bei Deutschen, lag sie 2008 bei Ausländern bei nur 32,2 Prozent. BIBB 2010, 181. Unter den Studierenden in Deutschland haben erst knapp 11 Prozent einen Migrationshintergrund. (Vgl. BMBF (2010b), 502).

Ursache ist eine Kumulation systematischer Benachteiligungen: Kinder mit Migrationshintergrund wachsen deutlich häufiger in schwierigen materiellen Verhältnissen auf. Bereits in der Vorschul- und Schulzeit wird Mädchen und Jungen mit Migrationshintergrund eine spezifische, auf die Situation ihrer Zweisprachigkeit ausgerichtete Förderung verweigert. Sie müssen sich trotz gänzlich anderer Entwicklungsbedingungen einem allgemeinbildenden Unterricht fügen, der immer noch in einem überwiegend monolingualen, also einsprachig deutsch geprägten Habitus gestaltet wird, einem Unterricht, in dem Sprachbewusstheit vorausgesetzt statt systematisch vermittelt wird.³

Die Mehrsprachigkeit der Kinder und Jugendlichen mit Migrationshintergrund und die Vielfalt ihrer kulturellen Bezüge bleiben durch ihre ganze Schulzeit hindurch suspekt. Bei gleichen Leistungen erhalten sie seltener eine Gymnasialempfehlung und ein ausländischer Name führt selbst bei guten Schulnoten zu einer systematischen Benachteiligung in der Bewerberauswahl für Ausbildungsstellen.⁴

Die zentrale Frage lautet: Wie können diese strukturellen Benachteiligungen von Jugendlichen im Schulsystem und in der beruflichen Bildung beseitigt werden? Das Berufliche Qualifizierungsnetzwerk für Migrantinnen und Migranten in Berlin (BQN Berlin) nimmt, der Problemlage entsprechend, die ganz normalen Strukturen des Bildungssystems, soweit sie den Übergang von der Schule in den Beruf betreffen, in den Blick. BQN Berlin kooperiert mit Lehrkräften und sozialpädagogischen Fachkräften, die die Jugendlichen im Prozess der Berufsorientierung und Berufsfindung begleiten, und mit Ausbildungsbetrieben des Öffentlichen Dienstes und Betrieben mit Landesbeteiligung in Berlin. Betriebe, deren Personalverantwortliche zunehmend erkennen, dass es falsch ist, auf das Potential der Schulabgängerinnen und Schulabgänger mit Migrationshintergrund zu verzichten. Schulabgängerinnen und Schulabgänger, von denen die allermeisten Bildungsinländer

3 Es dominiert nicht nur ein voraussetzungsreicher deutscher, sondern auch ein mittelschichttypischer Sprachgebrauch, sodass auch deutschstämmige Kinder in der allgemeinbildenden Schule massiv und systematisch benachteiligt werden, wenn sie in einer bildungsfernen oder einkommensschwachen Familie mit geringem Potential zur individuellen Sprachförderung aufwachsen.

4 Vgl. Berufsbildungsbericht (2008), 130

rinnen und Bildungsinländern mit einer hohen Lern- und Arbeitsmotivation sind.⁵

BQN Berlin organisiert die Kampagne *Berlin braucht dich!* im Auftrag des Integrationsbeauftragten des Senats. Dieser verfolgt mit der Gewinnung und Ausbildung motivierter Fachkräfte ein Ziel von allgemeiner politischer Bedeutung: das der gleichberechtigten gesellschaftlichen Teilhabe und Repräsentanz von Menschen mit Migrationshintergrund in Berlin. Die Beschäftigungsstruktur des Öffentlichen Dienstes und der kommunalen Betriebe der Daseinsfürsorge soll die Struktur der Bevölkerung abbilden. Laut Mikrozensus aus dem Jahr 2009 hatten 19,6 Prozent der in Deutschland lebenden Menschen einen Migrationshintergrund, unter den 15-Jährigen Schülerinnen und Schülern der PISA-Studie 2006 waren es bundesweit 19,4 Prozent, mit deutlichen regionalen Unterschieden.⁶ Warum sollte dann nicht auch mindestens jede und jeder fünfte der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die dieses Land in Verwaltungen, im Gesundheitswesen, in den Betrieben des öffentlichen Lebens von den Sportstätten bis zu den Bildungsstätten, von der Wasservers- und -entsorgung bis zu Oper und Theater, so gut und zuverlässig funktionieren lassen, ein Mensch mit Migrationshintergrund sein?⁷

Die Kampagne *Berlin braucht dich!* verknüpft ihre Öffentlichkeitsarbeit mit einer systematischen Reflexion der bis-

herigen Strukturen der Berufsorientierung von Jugendlichen durch die zuständigen Akteure. Dazu kooperieren Schulen, die Schulbehörde, die Träger der sogenannten „vertieften Berliner Berufsorientierung“, die Arbeitsagentur und Vertreterinnen und Vertreter von Ausbildungsbetrieben des Öffentlichen Dienstes und von Unternehmen mit Landesbeteiligung.

In moderierten Planungsworkshops werden die Prozesse der schrittweisen Begleitung von Schülerinnen und Schülern auf ihrem Weg zur Berufsausbildung von Lehrkräften und Ausbildungsverantwortlichen gemeinsam unter die Lupe genommen und verändert. Für die 7. Klassen wird ein Konzept für erste attraktive Kontakte zur Arbeitswelt und zu Ausbildungsbetrieben entwickelt. Für die 8. Klassen wird das Konzept eines handlungsorientierten Schnupperpraktikums entworfen, das mehr und motivierender Einblick in die Arbeitswelt bieten soll, als Betriebsbesuche dies bisher leisten. Für die 9. Klassen wird die Gestaltung, Vor- und Nachbereitung dreiwöchiger Betriebspraktika überprüft und für die 10. Klassen steht der Austausch über betriebliche Auswahlverfahren und eine sinnvolle schulische Vorbereitung auf Bewerbungen im Fokus. Ziel ist die Verbesserung der Abläufe und Auswahlkriterien in den Betrieben, um interkulturell sensibel allen potentiellen Auszubildenden eine reelle Chance zu geben.

Diese auf die tatsächlichen Strukturen und Abläufe zielende Entwicklungsarbeit in sogenannten Planungsworkshops war eine erste Konsequenz aus einer Fortbildungsveranstaltung im Rahmen der Kampagne, die eher auf eine allgemeine Sensibilisierung von Lehrkräften für die systematische Unterrepräsentation von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in betrieblichen Ausbildungen zielte. Ganz analog zu den Erfahrungen mit der Gleichstellung von Männern und Frauen in den 1970er und 80er Jahren zeigte sich dabei eine Differenz zwischen dem guten Willen aller Beteiligten und der tatsächlichen Perpetuierung diskriminierender bzw. unzureichend förderlicher professioneller Haltungen, alltäglicher Vorgehensweisen, institutioneller Strukturen und Betriebsabläufe.

5 Vgl. Dollmann (2010), 166 und Bildungsbericht (2010), 92: Ganz anders als die schrille Debatte über integrationsunwillige Ausländer glauben machen will, sind die Kinder aus Einwandererfamilien gemessen am Bildungs- und Einkommensniveau ihrer Eltern ausgesprochen bildungsmotiviert. Bei gleichen Leistungen und vergleichbarem sozialem Hintergrund wechseln türkischstämmige Grundschul Kinder häufiger auf anspruchsvollere Schultypen als Kinder ohne Migrationshintergrund. In Berlin besuchten im Schuljahr 2007/08 30 Prozent der Jugendlichen mit Migrationshintergrund, dagegen nur 21 Prozent der Jugendlichen ohne Migrationshintergrund ein Gymnasium. (Vgl. Senatsverwaltung (2009), 84.)

6 Vgl. PISA (2006), 346, für Berlin und Brandenburg Kuhl u.a. (2009), 234

7 Vgl. Senatsverwaltung (2010): Seit Beginn der Kampagne *Berlin braucht dich!* konnte die entsprechende Quote bereits von 8,7 Prozent in 2006 auf 19,5 Prozent in 2009 erhöht werden. Hier zeigt sich, dass die Kampagne am richtigen Punkt ansetzt: Bereits die Vorarbeiten und ersten öffentlichen Veranstaltungen zum Thema der unreflektierten Missachtung des Leistungspotentials von Jugendlichen mit Migrationshintergrund haben zu einer Sensibilisierung aller Akteure geführt, sodass erste Verbesserungen zu erkennen sind. Hier wirkt vermutlich ein vergleichbarer Effekt wie infolge der Debatte um den hohen Zusammenhang zwischen schulischem Lernerfolg und sozialer Herkunft nach der PISA-Studie im Jahr 2000: Bereits für 2003 waren in der Folgestudie positive Veränderungen in diesem Punkt festzustellen, die vor allem auf ein höheres Problembewusstsein der verantwortlichen Akteure zurückzuführen sein dürften. (Vgl. Prenzel (2007), 30).

Interviews mit Fortbildungsteilnehmerinnen und -teilnehmern zeigten, dass die konkret benachteiligenden Strukturen in einem seminaristischen Rahmen, trotz des als anregend empfundenen Austausches über die allgemeine Situation und die Perspektiven von Jugendlichen mit Migrationshintergrund, nicht ausreichend analysiert werden können.

Außerdem fehlte dem Fortbildungsseminar die konkrete Zusammenarbeit mit betrieblichen Kooperationspartnern, die das nötige Vertrauen zueinander schafft.⁸ Die Betriebe mit ihren aus schulischer Sicht teilweise unrealistisch hohen Ansprüchen an ihre zukünftigen Auszubildenden erschienen als unbeeinflussbare Akteure, ein Szenario, das Lehrkräfte bezogen auf die Zukunft ihrer Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund eher pessimistisch stimmt. Erst in den Planungsworkshops war konkret zu erleben, dass sowohl die Betriebe als auch die Schulen die Botschaft *Berlin braucht dich!* ernst meinen und auch tatsächlich umsetzen wollen.



⁸ Vgl. Fiehler/Lehmkuhl (2009): Berufsorientierung – abgestimmter, praktischer und gerechter, Broschüre, hrsg. von BQN Berlin.

2 Konzeption und Durchführung der Untersuchung

Die in Kooperation von Wissenschaftlern der TU Berlin mit BQN Berlin und den beteiligten Schulen und Betrieben durchgeführte Untersuchung ist Grundlage der vorliegenden Expertise. Die Expertise soll herausarbeiten, wie Jugendliche Betriebspraktika erleben und bewerten. Da Praktika zentraler Bestandteil jeder schulischen Berufsorientierung sind, sollen die Adressatinnen und Adressaten dieser Maßnahmen zu Wort kommen.

Wir haben dazu fünf Schülerinnen und Schüler im Rahmen des ersten gemeinsam von Lehrkräften und dem Ausbildungsverantwortlichen der Berliner Wasserbetriebe und weiteren Vertretern von öffentlichen Ausbildungsbetrieben entwickelten und erprobten Schnupperpraktikums interviewt. Durch teilnehmende Beobachtung und eine Befragung von Praktikantinnen und Praktikanten sollte die Seite der „Nutzer“ der Kampagne, sollten Schülerinnen und Schüler aus verschiedenen 8. Klassen, in den Blick gerückt werden.

Auf Grundlage der Interviews werden Aspekte, die den Jugendlichen wichtig sind, so gruppiert, dass ihr Erleben und ihre Wahrnehmung der pädagogischen Bemühungen um ihre Berufsorientierung, dargestellt und reflektiert werden können. Exemplarische Fallgeschichten stellen die Aussagen von vier Jugendlichen in einen biographischen Zusammenhang, um die Komplexität berufs- und arbeitsweltbezogener Erfahrungen bewusst zu machen und um damit einer vorschnellen pädagogischen Instrumentalisierung analytischer Kategorien des Berufswahlprozesses vorzubeugen.

Obwohl die Rückmeldungen der Praktikantinnen und Praktikanten auch zur Weiterentwicklung des einwöchigen Schnupperpraktikums genutzt wurden, ging es in der qualitativen Interviewstudie nicht um die konkrete Evaluation dieses Pilotprojektes der Kampagne.

Die Expertise spürt vielmehr den impliziten Grundannahmen aktueller Berufsorientierungsmaßnahmen nach, wie sie den Berliner Jugendlichen derzeit angeboten und von ihnen erlebt werden. So ist eine Annahme, dass die Attraktivität der betrieblichen Arbeitswelt und der dualen

Ausbildungsberufe durch Betriebspraktika besonders gut zu vermitteln ist. Wir befragten deshalb weitere Schülerinnen und Schüler aus einer 9. Klasse über ihre bisherigen arbeitsweltbezogenen Erfahrungen und ihre Einschätzung von Betriebspraktika und sonstigen schulischen Berufsorientierungsangeboten.

Die Expertise basiert auf insgesamt zehn narrativen Einzelinterviews, in denen Jugendliche zu ihren Erfahrungen mit dem konkreten Schnupperpraktikum bei den Berliner Wasserbetrieben bzw. zu anderen Betriebspraktika und zu ihren schulischen und familiären Vorkenntnissen und Erlebnissen mit der Arbeitswelt befragt wurden. Ziel der Expertise ist, das Verständnis davon, was den von der Kampagne *Berlin braucht dich!* adressierten Berliner Jugendlichen mit Migrationshintergrund im Prozess der Berufsorientierung wichtig ist, zu vertiefen.

Die Untersuchung reflektiert also auf die Ziele der Kampagne und insbesondere des Schnupperpraktikums:

- | Verbesserung der Willkommenskultur in den Betrieben
- | Unterstützung einer Neugier weckenden und konstruktiven Kommunikation mit Lehrerinnen und Lehrern, betrieblichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Gleichaltrigen und Familienmitgliedern zum Thema Berufswahl
- | Bewusste Reflexion migrations- und geschlechtsspezifischer Zuschreibungen in der Berufsorientierung
- | Auseinandersetzung mit den Konsequenzen der Berufswahl bezogen auf Arbeitszufriedenheit, Arbeitsplatzsicherheit, Einkommen und Prestige des angestrebten Berufs
- | [Kann man dem Zufall auf die Sprünge helfen?](#)

Für die Durchführung der Interviews konnten wir auf eine vorausgegangene Untersuchung im Rahmen der Kampagne *Berlin braucht dich!* zurückgreifen: 2007 wurden Jugendliche mit Migrationshintergrund befragt, die bereits

eine Ausbildung im Öffentlichen Dienst absolvieren. Diese erfolgreichen Auszubildenden sind die überzeugendsten Botschafterinnen und Botschafter der Kampagne. Ihre Erfahrungen belegen die Machbarkeit dieses Berufsweges.⁹

Die Schilderungen der Auszubildenden, auf welchen Wegen sie in den Öffentlichen Dienst gefunden haben, zeigen aber auch, dass es von ihrer Seite keinen gezielten Prozess der Vorauswahl, Überprüfung und Festlegung auf ihre jetzige Ausbildung gab. Vielmehr schien der Weg zum Ausbildungsplatz von einer Reihe von Zufällen geprägt, zum Beispiel von einem Lehrer, der sie auf dem Flur ansprach, von einer Freundin, die eine gute Berufsvorbereitungsmaßnahme empfehlen konnte, oder von Umwegen und Sackgassen, in denen sie wenden mussten. Die Jugendlichen hatten in diesen als zufällig erlebten Situationen die Entschlusskraft und Energie, die Ausbildungsangebote des Öffentlichen Dienstes auch tatsächlich für eine Bewerbung zu nutzen. Der Vergleich zwischen den Interviews mit den erfolgreichen Auszubildenden im Öffentlichen Dienst und den von uns interviewten Schülerinnen und Schülern, die derzeit an den Praktika teilnehmen, zeigt, dass die sprachlichen Fähigkeiten der Auszubildenden im Deutschen deutlich besser waren. Das könnte einerseits an der selektiven Hürde der Einstellungstests für den erfolgreichen Übergang von der Schule in eine betriebliche Ausbildung liegen. Es könnte aber auch sein, dass die Erwerbsarbeit noch einmal einen deutlichen Entwicklungsschub in der Sprachbeherrschung ausgelöst hat.¹⁰

Aus dem Erleben der Zufälligkeit ergibt sich die Frage: Kann man dem Zufall auf die Sprünge helfen? Dabei geht es um zwei Aspekte: erstens, ob von schulischer und betrieblicher Seite wirklich ausreichend Gelegenheiten geschaffen werden, erfolgreiche Schritte in die Arbeitswelt

9 Vgl. die Fotoausstellung und die Broschüre „Berliner Verwaltung zeigt Gesicht“, hrsg. von BQN, Berlin 2008.

10 Dieser Schub in der Vertiefung der bisherigen Grundbildung ist aus der Weiterbildungsforschung bekannt. Martin Baethge u.a. (2002, 137ff.) charakterisieren deshalb „Arbeit als zweite Chance“.

gehen zu können. Und zweitens, ob Jugendliche mit den notwendigen Fähigkeiten ausgestattet werden, um solche Gelegenheiten beruflicher Orientierung und Entwicklung dann auch zu ergreifen.¹¹

I Zehn Interviews – zehn Versuche, zu verstehen

Wir haben kurz vor den Sommerferien 2010 zehn knapp einstündige narrative Interviews mit sechs Schülerinnen und vier Schülern mit Migrationshintergrund aus verschiedenen Sekundarschulen in Berlin durchgeführt, transkribiert und ausgewertet. Fünf der Schülerinnen und Schüler besuchten zum Interviewzeitpunkt die 8. Klasse und nahmen am erstmals durchgeführten einwöchigen Schnupperpraktikum bei den Berliner Wasserbetrieben im Rahmen der Kampagne *Berlin braucht dich!* teil. Die anderen fünf Schülerinnen und Schüler besuchten zum Interviewzeitpunkt die 9. Klasse und hatten bereits Praktika im Rahmen des üblichen Schulangebotes absolviert.

Verstehende Interviews im Sinne Pierre Bourdieus und Jean-Claude Kaufmanns zielen darauf, diejenigen in Bezug auf eine bestimmte soziale Realität zu Wort kommen zu lassen, die sich tagtäglich in dieser sozialen Realität bewegen, mit ihr zurecht kommen müssen, sie bewältigen müssen.

Zu den aktuellen Bemühungen um eine Verbesserung der Berufsorientierung von Jugendlichen können nur sie selbst, als Adressatinnen und Adressaten sowie potentielle Nutzerinnen und Nutzer dieser Angebote, Auskunft geben, wie und ob sie diese Angebote als hilfreich für ihre berufliche Orientierung erleben. Die Befragten werden so zu Gesprächspartnern mit Expertenstatus.

Wenn die Jugendlichen diese Position im narrativen Interview einnehmen, geraten sie in einen Prozess der Explora-

11 In einem vergleichenden Gutachten der OECD zur Berufsorientierung verschiedener Länder kritisieren die Gutachter, dass das „professionelle Niveau der institutionellen Berufsberatung in Deutschland eher niedrig und zu stark verwaltungsorientiert sei“. Zudem widme auch die schulische Vermittlung von Berufswahlkompetenzen „der Entwicklung von Fähigkeiten zur Selbsteinschätzung, Entscheidungsfindung und Berufsplanung nur geringe Aufmerksamkeit“. (Vgl. OECD (2002), 2689, hier zitiert nach Ratschinski (2009), 24).

tion und Reflexion des schulischen Angebotes, ihrer beruflichen Perspektiven, ihrer Hoffnungen und Ängste bezogen auf den früher oder später anstehenden persönlichen Entwicklungsschritt der Berufswahl.

Vonseiten der Lehrkräfte, aber auch aus Erfahrungen mit Beratungsgesprächen im institutionellen Setting der Agentur für Arbeit, bestanden Befürchtungen, dass die Jugendlichen sich nicht offen äußern würden. Zu häufig sind (pädagogische) Begegnungen zwischen Jugendlichen und Erwachsenen von einem (Besser-)Wissensgefälle belastet. Im Kontext der Selbsterprobung und Arbeitswelterkundung im Rahmen der betrieblichen Praktika erwiesen sich diese Sorgen aber als unbegründet.

Pierre Bourdieu hat in seinen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen das Anliegen vertreten, gerade jene zu Wort kommen zu lassen, auf die sonst nicht gehört wird, die selten das Sagen haben.¹² Jean-Claude Kaufmann hat dieses parteiische Anliegen, ein Sprachrohr zu bieten, methodologisch ausgearbeitet und verdeutlicht, dass die Interviewten auch eine Unterstützung brauchen, un- und vorbereitete Empfindungen und Bewertungen zur Sprache zu bringen.¹³ Die Durchführung verstehender Interviews weist deshalb Ähnlichkeit zur psychoanalytischen Technik auf. Diese umfasst, dem Erzählstrom der Interviewten aufmerksam zuzuhören und zu folgen, das Gemeinte durch Nachfragen zu klären, Reflexion durch die Konfrontation mit Widersprüchen anzuregen und schließlich den manifesten und latenten Sinn des Gesagten zu deuten.¹⁴ Dieser letzte Schritt, die Deutung des latenten Sinns, wurde erst in der Auswertungsphase auf der Grundlage einer sequentiellen Analyse der Interviewtranskripte, in Anlehnung an die objektive Hermeneutik, durchgeführt.¹⁵

Die Rekonstruktion dessen, was in Fragen beruflicher Entwicklung für den einzelnen Jugendlichen jeweils der Fall ist, gründet darüber hinaus auf einer Inhaltsanalyse der

Interviews, die sowohl deduktiv Hinweise auf die Plausibilität bzw. Problematik theoretischer Vorannahmen¹⁶ nutzt, als auch induktiv in Anlehnung an die *grounded theory* eine eigene Kategorien- und Hypothesenbildung ausgehend von der Struktur des jeweils untersuchten Einzelfalles ermöglicht.¹⁷

Ausgewählte Fallgeschichten sollen diese rekonstruierende Auswertung illustrieren, mit der die individuelle (Psycho-) Logik des Erlebens und Verarbeitens der Situation des bevorstehenden Übergangs von der Schule in die Arbeitswelt herausgearbeitet wird.

Die Auswertung der Interviews mit den fünf Jugendlichen, die an dem im Rahmen der Kampagne *Berlin braucht dich!* entwickelten Schnupperpraktikum bei den Berliner Wasserbetrieben teilgenommen haben, ist bereits für die Evaluation dieser neuen Form betrieblich-schulischer Kooperation in der Berufsorientierung genutzt worden: Die Ergebnisse sind, zusammen mit der Auswertung der Rückmelderunden vor Ort und einer Reflexion in den Planungsworkshops der Kampagne, unmittelbar in die Überarbeitung des Praktikums eingeflossen.

Zugleich soll mit der Darstellung und Reflexion der Interviewergebnisse in dieser Expertise ein hypothesengenerierender Beitrag zur Grundlagenforschung geleistet werden, der es ermöglicht, Alltagsvorstellungen und Grundannahmen zur Wirkung schulischer, betrieblicher und familiärer Berufsorientierung zu hinterfragen und so weitere Anregungen für die von der Kampagne *Berlin braucht dich!* organisierte systematische Verknüpfung von schulischer und betrieblicher Berufsorientierung zu geben.

12 Vgl. Bourdieu (1997) im Methodenkapitel „Verstehen“

13 Vgl. Kaufmann (1999) zum verstehenden Interview

14 Vgl. Lehmkuhl (2002) zur Technik der Psychoanalyse

15 Vgl. Wernet (2000) zur Interpretationstechnik der objektiven Hermeneutik

16 Zu den theoretischen Vorannahmen vergleiche die aktuelle Darstellung des Forschungsstandes zum Thema Selbstkonzept und Berufswahl durch Günter Ratschinski (2010) und die Untersuchung zu Erfolgsfaktoren in der Berufsbildung von Kurt Häfeli und Claudia Schellenberg (2009), 15ff.

17 Vgl. Strauss/Corbin (1996) für methodische Hinweise zur *grounded theory*

3 Berufswahl – die subjektive Bewältigung objektiver Restriktionen

Die Auseinandersetzung der Kampagne *Berlin braucht dich!* mit schulischen und betrieblichen Angeboten zur Berufsorientierung zielt auf die gleichberechtigte Beteiligung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund am Dualen System der Berufsausbildung. In den Planungsworkshops werden die entscheidenden Phasen der beruflichen Orientierung von den ersten Betriebserkundungen, über ein- und mehrwöchige Praktika bis zur Bewerbung und den Auswahlkriterien der Personalverantwortlichen reflektiert. Die Kampagne sensibilisiert für verdeckt oder offen diskriminierende Strukturen und Verfahren, Haltungen und Handlungen. Die oft unbeabsichtigte Benachteiligung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund soll in deren bewusste Ansprache und Förderung verwandelt werden.

Berufsorientierungsmaßnahmen basieren auf bestimmten Vorstellungen von Berufswahlprozessen. Der wissenschaftliche Kenntnisstand zum Phänomen der Berufswahl bzw. der Berufseinmündung ist allerdings in vielen Einzeluntersuchungen verstreut. Eine besondere Berücksichtigung der Berufswahl von Jugendlichen mit Migrationshintergrund fehlt in früheren Arbeiten. Dieses Merkmal wird erst seit kurzem statistisch erhoben. Einblicke gewähren aber neuere Untersuchungen, die vor allem Hauptschulabgängerinnen und -abgänger in den Blick nehmen, unter denen viele Jugendliche mit Migrationshintergrund sind.¹⁸

Theorien über Berufswahlprozesse sind seit den 1920er Jahren entwickelt worden. Sie ähneln den gängigen Alltagsvorstellungen von dem, was eine „normale“ Berufswahl ausmacht. Die Plausibilität theoretischer Grundannahmen nehmen wir jenseits aller statistischen Verteilungen mit unserer kleinen qualitativen Studie am Einzelfall in den Blick. Mithilfe dieser Studie sondieren wir die jeweilige Situation, in der sich die Jugendlichen befinden. Eine immer individuell besondere Situation, an der sich auch die pädagogischen Fachkräfte in ihrem täglichen Handeln ausrichten müssen. Es gilt, konkrete Jugendliche bei ihrem Übergang von der Schule in den Beruf zu begleiten, sie auf diesen Schritt bestmöglich vorzubereiten und

sie dabei zu unterstützen. Dazu muss man verstehen, wie sie die schulischen und betrieblichen Angebote zur Berufsorientierung erleben und verarbeiten. Mit der Rekonstruktion des Sinnzusammenhangs, den der oder die einzelne Jugendliche angesichts des früher oder später zu bewältigenden Übergangs in die Arbeitswelt sehen, entsteht zugleich eine theoretische Vorstellung davon, welche Aspekte auch bei anderen Jugendlichen in derselben Situation von Bedeutung sein könnten.

Den Stand vorliegender Untersuchungen auf Basis repräsentativer Stichproben zur Berufswahl fasst Günter Ratschinski (2009) zusammen: Während soziologische Untersuchungen zur beruflichen Platzierung von Arbeitskräften vor allem die Hauptwirkfaktoren von Geschlecht, sozioökonomischer Herkunft und Schulleistungen, Prestige und Arbeitsinhalt von Berufen, aber auch regionale und konjunkturelle Arbeitsmarktangebote herausarbeiten, untersuchen entwicklungspsychologische Theorien, wie diese Einflussfaktoren von Kindern und Jugendlichen verarbeitet und zu einer „realistischen“ bzw. „realitätsgerechten“ Berufswahl verdichtet werden.

Angesichts der ersten großen Welle von Jugendarbeitslosigkeit und Lehrstellenmangel in der Bundesrepublik Deutschland ab Mitte der 1970er Jahre haben Walter R. Heinz u.a. (1985) sowie Martin Baethge u.a. (1988) nachgezeichnet, wie Jugendliche mit schlechten beruflichen Startchancen unverdrossen alle Optionen prüfen und bereit sind, Gelegenheiten zu ergreifen, die im Einkommen, im sozialen Status und in Aspekten der Arbeitsinhalte und der Arbeitsbelastung von den ursprünglichen Berufswünschen negativ abweichen.

Günter Ratschinski, der diese Studien noch einmal in Erinnerung ruft, hebt die überaus bemerkenswerte Anpassungsleistung von benachteiligten Jugendlichen hervor: „Trotz Rückschlägen und erzwungenen Kompromissen bei der Lehrstellensuche zeigten die Jugendlichen keine Form von Resignation.“ (Ratschinski 2009, 82) Walter R. Heinz u.a. sprachen von einer regelrechten „Selbstsozialisation“: Im Nachhinein wurden die durch die vorhandenen Optionen eher zufällig zustande gekommenen Berufswahlentscheidungen

¹⁸ Hier sind insbesondere die Arbeiten des Deutschen Jugendinstituts zu nennen, die aufwendige Längsschnittuntersuchungen zum Übergang von der Schule in den Beruf durchgeführt haben. Vgl. Reißig/Gaupp (2007).

dungen sogar so umgedeutet, als hätten sie schon immer den eigenen Vorstellungen entsprochen. (Vgl. Heinz u.a. 1985, zusammengefasst in Ratschinski 2009, 82).

Reelle Ausbildungsangebote, so wie sie mit den 400 Ausbildungsplätzen der Kampagne im Öffentlichen Dienst und in den Betrieben mit Landesbeteiligung in Berlin¹⁹ jährlich zu besetzen sind, bieten eine solche Gelegenheitsstruktur zum erfolgreichen beruflichen Einstieg. Reelle Gelegenheiten beruflicher Entwicklung auch jenseits von Wunsch- oder Traumberufen sind nicht negativ als bloßes Kompromissangebot, sondern gerade umgekehrt positiv als ein Gerüst anzusehen, das das Selbstwertgefühl von Jugendlichen schützen und stärken kann.

Deshalb ist auf eine akute Gefahr des Booms von Berufsorientierungsmaßnahmen an den Berliner Schulen und in den vielfältigen Maßnahmen der Bundesagentur für Arbeit hinzuweisen: Fast immer wird die Selbsterkundung und Reflexion eigener Stärken und Interessen ins Zentrum einer sinnvollen Berufswahl gerückt. In klassischen Berufswahltheorien findet sich diese Phantasie der notwendigen Passung zwischen individuellen Neigungen und Fähigkeiten eines Subjektes, das sein Pendant dann in den Merkmalen eines bestimmten Berufes finden soll.

Berufsinteressen- und Intelligenztests werden noch heute als Instrumente der Berufswahlunterstützung eingesetzt, ganz entgegen der empirischen Realität, dass man in vielen Berufen aus ganz unterschiedlichen Gründen glücklich oder unglücklich werden kann.

Damit ist nicht gesagt, dass Fähigkeiten, Interessen und Wertorientierungen für die spätere Berufszufriedenheit keine Rolle spielen. Es geht vielmehr um die Warnung vor einer unzulässigen Responsabilisierung, einer ausschließlichen Verantwortungszuschreibung an die Jugendlichen für ihre Berufsentscheidung. In den letzten drei Jahrzehnten

sind über Initiativen wie „Neue Soziale Marktwirtschaft“ und Kampagnen wie „Du bist Deutschland“ Gründergeist und die Idee der Eigenverantwortung und des unternehmerischen Selbst (Stichwort: Ich-AG) bis in die Klassenzimmer hineingetragen worden. Wer nicht weiß, was er unternehmen oder auch nur werden will, ist nicht aktiv genug in der Auslotung seines Potentials gewesen, der hat seine Talente fahrlässig vergraben und – so suggeriert der öffentliche Diskurs – seine Teilhabechancen selbstverschuldet verspielt.

Es ist eine Herausforderung für die pädagogische Arbeit, sich nicht an der Verbreitung der Illusion der Chancengleichheit und der damit verbundenen Zuschreibung der allein individuellen Verantwortung für den jeweils eigenen sozialen Status in der Gesellschaft zu beteiligen, und sich dennoch hartnäckig dafür einzusetzen, den Schülerinnen und Schülern die bestmöglichen Voraussetzungen mitzugeben, damit sie sich in den bestehenden beruflichen (Aus-)Bildungsverhältnissen mit den eigenen Interessen und Wertvorstellungen verwirklichen und persönlich entwickeln können.

Neben der Vermittlung einer guten Grundbildung erscheint ein zweiter Faktor von hoher, geradezu entscheidender Bedeutung für eine gelingende Berufsfindung und erfolgreiche Ausbildung: der zunächst in der Familie erfahrene und erlernte Interaktionsstil. In der Frage, welche Jugendlichen mit der ersten Ausbildungsplatzkrise der 1970er Jahre am besten zurechtgekommen sind, stellte sich heraus, dass ein produktiv-diskursiver Interaktionsstil von noch größerer Bedeutung war, als die soziale Herkunft und der erreichte Schulabschluss. Dieser familiäre Interaktionsstil ist durch häufige Gespräche und eine intensive Auseinandersetzung mit Konflikten, die weder durch ein Machtwort entschieden noch verdrängt werden, gekennzeichnet. (Vgl. Baethge u.a. (1988), 73 und Fußnote 9, 399).

Auch hier, ähnlich wie beim erfolgreichen Zweitspracherwerb kommt der Schule eine immense kompensatorische Aufgabe zu: Die diskursive Bearbeitung von Konflikten, Spannungen und Ambivalenzen muss erlernt werden. Individuelle Krisenbewältigung hängt ganz entscheidend da-

¹⁹ Der Öffentliche Dienst und die Betriebe mit Landesbeteiligung stellen in Berlin im Jahr etwa 1.600 Auszubildende pro Jahr ein. Mit der Kampagne *Berlin braucht Dich!* ist das Ziel verbunden, Jugendliche mit Migrationshintergrund entsprechend dem Anteil von 25 Prozent von Berliner Einwohnerinnen und Einwohnern, die ausländische Wurzeln haben, an der Ausbildung zu beteiligen. Damit stünden ihnen 400 der 1.600 Ausbildungsplätze offen.

von ab, ob man sich Lernprozesse und produktive Konfliktlösungen selbstbewusst zutraut. Gerade in dieser Frage kann Schule stilbildend wirken, wenn sie ihr Augenmerk auf die Vermittlung reflexiv-diskursiver Umgangsformen legt und hierfür Raum und Zeit gibt. Zumindest bis in die 1980er Jahre hinein ist ihr das aber noch nicht gelungen. Martin Baethge u.a. hielten für diese Zeit als auffällig fest, „wie wenig Schulen offensichtlich Jugendlichen Lernmotivation vermitteln und Selbstbewusstsein stärken. ... Nur für ein Drittel ist die dominante Einfärbung der Schuleindrücke positiv, hebt bestärkende und bestätigende Erfahrungen und Erfolgserlebnisse hervor, die weniger an Benotungen als vielmehr am Wecken von Sachinteressen, am Entdecken von Neuem festgemacht werden.“ (Ebd., 75) Und auch hier gibt es einen deutlichen Herkunftseffekt: Hauptschülerinnen und Hauptschüler erlebten ihre Schulerfahrungen zu 84 Prozent eher negativ, Realschülerinnen und Realschüler zu 66 Prozent und Abiturientinnen und Abiturienten zu 20 Prozent. (Vgl. ebd., 75)²⁰

Wie die Auswertung der von uns durchgeführten Interviews zeigen wird, ist das Gespräch mit Eltern, Geschwistern und befreundeten Gleichaltrigen, da wo es zustande kommt und als unterstützend erlebt wird, von Bedeutung im Prozess der Berufswahl.²¹ Auch die schulische Berufsorientierung scheint immer dann eindrücklich und wirksam zu sein, wenn sie Jugendliche ins Gespräch und damit in die Reflexion über die eigene Situation, die eigenen Zukunftswünsche und die realen Angebote der Arbeitswelt bringt. Solche Gespräche und Erkundungsmöglichkeiten werden erinnert und positiv beschrieben. Das Schnupperpraktikum bei den Berliner Wasserbetrieben zählt ganz deutlich zu diesen positiven Gelegenheiten.

²⁰ Die Prozentzahlen beziehen sich auf die in mehrstündigen narrativen Interviews befragte Grundgesamtheit von 168 Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen zwischen 19 und 25 Jahren, die nicht mehr zur Schule gehen und nicht studieren. Die Stichprobe weist für diesen Personenkreis leichte Verzerrungen auf, die an den beschriebenen Schlussfolgerungen aber nichts Grundsätzliches ändern dürften. (Zur Stichprobensammensetzung Vgl. Baethge u.a. (1988), Anmerkungen 1 und 2, 396ff.)

²¹ Davon ist allerdings nicht selbstverständlich auszugehen, wie nicht nur die dargestellten Fallbeispiele zeigen, sondern auch die wenigen empirischen Studien hierzu nahelegen. Nach Durchsicht von Schweizer Studien fordern Kurt Häfeli und Claudia Schellenberg (2009, 48), dass der Einfluss der Eltern bei der Berufsorientierung besser untersucht werden müsse.

I Überzogene Bildungsanprüche?

Die Diskussionen in den Planungsworkshops der Kampagne drehen sich auch um die auffällig hohen Bildungsaspirationen der Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund. Viele streben den mittleren Bildungsabschluss, wenn nicht das Abitur an. Studium und akademische Berufe werden als sinnvolle und selbstverständliche Fortsetzung des Bildungsweges in den Blick genommen. Der Druck, die entsprechenden Leistungen zu erbringen, wiegt nicht so schwer wie die Vorstellung, durch eine betriebliche Ausbildung zu frühzeitig Bildungs- und soziale Aufstiegschancen preiszugeben.

Hier stellt sich die Frage, ob die Situation der zweiten und dritten Generation der seit den 1950er Jahren eingewanderten, sogenannten Gastarbeiter nicht eine besondere ist. Sie ist vielleicht am ehesten mit der Situation von Kindern der Unter- und unteren Mittelschicht im Deutschland der 1950er und 1960er Jahre zu vergleichen. Mit der für diese Generation typischen Aussage „Unsere Kinder sollen es einmal besser haben als wir“ drückten deutsche Eltern ihre Entschlossenheit aus, ihre Kinder, Jungen wie Mädchen, bei ihrer schulischen und beruflichen Karriere zu unterstützen. Die intensive Nutzung des zweiten Bildungswegs, wachsende Zahlen beim Gymnasial- und Universitätsbesuch in den 1970er Jahren waren deutlicher Ausdruck dieser Verschiebung in den Bildungsambitionen der Kinder „kleiner Leute“.

Die Kinder und Enkelkinder von Arbeitsmigrantinnen und -migranten sind hier geboren. Warum sollten sie sich als Bildungsinländer mit den ökonomisch bescheidenen Verhältnissen abfinden, die die ungelernete Arbeit und wachsende Arbeitslosigkeit ihren Großeltern oder Eltern zugemutet haben? Konsum- und Freizeitmöglichkeiten, Wohnlage und Mobilität hängen in Deutschland unverkennbar und ausschließlich mit einem guten Einkommen zusammen. Die jüngste Shell-Jugendstudie 2010 attestiert der großen Mehrheit aller Jugendlichen völlig normale Wünsche und Lebensentwürfe: Partnerschaft und Familie,

eine gute Arbeit und ein sicheres Einkommen.²² Die Eltern oder Großeltern der heutigen Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund haben mit ihrer Migration lebensgeschichtlich ein großes Wagnis auf sich genommen. Sie haben Belastungen und Anfeindungen, nicht zuletzt durch die Integrationsunwilligkeit eines erschreckend großen Teils der deutschen Mehrheitsbevölkerung, standgehalten.²³ Dass sie große Erwartungen und Hoffnungen in ihre Kinder setzen, kann eigentlich nicht überraschen.

In den Interviews begegnen wir starken Jugendlichen, jungen Männern und Frauen, die ganz im Sinne der oben beschriebenen „Selbstsozialisation“ bereit sind, aus den Angeboten des Bildungssystems und des Arbeitsmarktes das Beste zu machen.

22 Vgl. Albert u.a. (2010), 17ff.

23 Inzwischen gibt es eine Reihe eindrücklicher Erfahrungsberichte und Filme der ersten und zweiten Generation von Migrantinnen und Migranten über ihre Aufnahme durch die deutsche Mehrheitsgesellschaft. Daneben zeigen aber auch die quantitativen Studien der Bielefelder Forschungsgruppe um Wilhelm Heitmeyer (2010) und die Studie von Oliver Decker u.a. (2010), dass ausländerfeindliche Einstellungen sowie insbesondere Islamfeindlichkeit unabhängig vom Bildungsniveau und Erwerbsstatus bis in die Mitte der Gesellschaft vorgedrungen sind und von jedem/jeder vierten Deutschen formuliert werden. (Vgl. Decker u.a. (2010), 89 und 82, Tabelle 1)

4 Empirische Befunde und Erkenntnisse

Echtes Bildungsinteresse

Die interviewten Jugendlichen sind grundsätzlich an betrieblichen Praktika und Betriebserkundungen interessiert. Einige nutzen bislang jede Gelegenheit, um Einblick in die Arbeitswelt zu bekommen und nehmen auch an freiwilligen Angeboten teil. Dabei planen sie strategisch klug, wollen z.B. das dreiwöchige Praktikum gezielt zur Erprobung des eigenen Berufswunsches nutzen. Sie wägen ab zwischen Unterricht und freiwilligen Praktika, sehen in letzterem eine Abwechslung und die Chance, etwas Neues kennenzulernen, und nehmen deshalb daran teil.

Die Jugendlichen wünschen sich Überblicks- und Zusammenhangswissen, anlässlich des Schnupperpraktikums z.B. über das Funktionieren der Wasserversorgung in der Stadt. Sie möchten hinter die Kulissen schauen. Dabei wird ein Gegensatz von Langeweile (nur sitzen und zuhören) und Spaß haben (aktiv sein, sich bewegen können, reden dürfen) deutlich, der ein schlechtes Licht auf zu kleinteilig und passivierend gestaltete Lernprozesse wirft.

Solch kleinschrittiges Vorgehen gibt es nicht nur in schulischen Lernsituationen, gerade didaktisch aufbereitete Betriebspraktika stehen in der Gefahr, sich am klassischen Unterrichtsskript (Einführung und Wissenspräsentation durch ein fragend-entwickelndes Lehrgespräch mit anschließendem Nachmachen und Üben) zu orientieren.

Die Frustrationstoleranz der Schülerinnen und Schüler ist ziemlich hoch: ihre Enttäuschung durch nicht erfüllte Erwartungen bezüglich eines Praktikums schlägt nicht in grundsätzliches Desinteresse um. Vielmehr gehen die Schülerinnen und Schüler immer wieder neugierig in Praktika, um die Arbeitswelt kennenzulernen, die Betriebe, die typischen Tätigkeiten und Werkzeuge, die anderen Beschäftigten. Wenn im Praktikum abwechslungsreiche und selbstständig zu bearbeitende Arbeitsaufgaben fehlen, die Schülerinnen und Schüler nichts selbst machen dürfen und an den spannenden Prozessen der realen Arbeitsausführung nicht teilnehmen dürfen, dann kritisieren sie das, wenig überraschend, als langweilig.

Als Gegensatz zur Langeweile wird oft „Spaß“ genannt. Das kann Abwechslungsreichtum oder Gefordert- und Eingebundensein bedeuten. Bei Ausbildungsverantwortlichen stößt die Forderung der Praktikantinnen und Praktikanten nach „Spaß im Praktikum“ zum Teil auf Unverständnis und Ablehnung. Die Forderung wird als Unkenntnis über das Wesen der Arbeitswelt und als unreife, kindliche Haltung interpretiert.

Gerade das erweist sich aber als Missverständnis. So erläutert ein Jugendlicher sein Teilnahmemotiv:

„[S]tatt die Zeit [vor den Sommerferien] in der Schule mit Spielen zu verbringen, verbring' ich sie lieber hier. Is' sinnvoller.“ Firat²⁴

Selbst wenn sich Langeweile ausbreitet, führt dies in den von uns beobachteten Fällen nicht zu einer Arbeitsverweigerung oder einem Praktikumsabbruch. Stattdessen kompensieren einige Jugendliche diesen negativen Aspekt an Ort und Stelle, indem sie sich miteinander unterhalten oder auch herumalbern. Unterforderung und Langeweile sind ein bekanntes, wenn auch tendenziell tabuisiertes und entsprechend schlecht untersuchtes Phänomen im Schulleben. Insofern werden auch die bisherigen Bewältigungsstrategien übernommen: Man unterhält sich selbst und beschäftigt sich anderweitig.

Dass die Jugendlichen damit gegen unausgesprochene Erwartungen eines Ausbildungs- bzw. Praktikumsbetriebes verstoßen könnten, dass sie hätten ruhiger und konzentrierter bei der Sache sein sollen, solche Erwartungen sind

²⁴ Die Namen der Jugendlichen sind geändert.

Wir stellen vier der Jugendlichen erst in den komplexeren Fallgeschichten mit den Herkunftsländern ihrer Eltern oder Großeltern vor. Dies deshalb, weil die Gemeinsamkeiten der befragten Jugendlichen im Erleben der Praktika und der schulischen und familiären Berufsorientierung die Unterschiede, die aus verschiedenen kulturellen Traditionen herrühren könnten, deutlich überwiegen. Man kann noch weitergehen und festhalten, dass nicht die ethnische Herkunft, schon gar nicht die Kultur der Herkunftsländer ihrer Eltern oder Großeltern, sondern gerade umgekehrt das selbstverständliche Hiersein und das Hier-aufgewachsen-Sein ihren Alltag und ihre beruflichen Wünsche prägen.

Zugleich macht aber der Umstand, Kind einer eingewanderten Familie mit nichtdeutscher Muttersprache zu sein, die absehbaren Schwierigkeiten auf dem Weg in die Arbeitswelt aus; dies nicht zuletzt deshalb, weil diesen Jugendlichen über ihre ganze Kindheit hinweg bis heute ganz offenkundig eine ausreichende, systematische Unterstützung beim Zweitspracherwerb vorenthalten worden ist.

für die Schülerinnen und Schüler unter Umständen gar nicht zu erkennen. Die gereizte Zurechtweisung durch einzelne Ausbilder im Schnupperpraktikum haben einige Praktikantinnen und Praktikanten deshalb auch als ungerechtfertigt und unfreundlich erlebt. Sie hatten in jugendlicher Unbefangenheit einfach das Beste aus der Situation, die sie im Praktikum vorfanden, gemacht.

Die Erkundung der Arbeitswelt mit einem Blick hinter die Kulissen, den sich die Jugendlichen wünschen, ist nicht notwendig an den Lernort Betrieb gebunden (und gelingt auch dort nicht selbstverständlich). Der Einblick in die Arbeitswelt könnte auch von der Schule organisiert werden, wenn diese sich neuen Unterrichtsformen und -inhalten öffnen würde. Projektarbeit, die Erkundung und Nutzung der „Stadt als Schule“, der Einbezug von Dritten in die Angebote der Ganztagschule und die Aufwertung neuer, praxisbezogener Lernorte durch das sogenannte Duale Lernen in der integrierten Sekundarschule, sind offenkundig ausbaufähig, denn von den Jugendlichen werden solche Angebote, wenn überhaupt, dann noch immer als das außergewöhnliche und seltene Ereignis neben dem normalen Unterricht wahrgenommen.

Erwartungen an Betriebspraktika

Die befragten Jugendlichen berichten von ganz unterschiedlichen Betriebskulturen in ihren Praktika. Sie wünschen sich eine wertschätzende Atmosphäre und die Einbindung in die tagtägliche Arbeit. Einige der Schülerinnen und Schüler sehen ihre Praktika ganz gezielt als Möglichkeit, Ausbildungsberufe zu erproben und Kontakte zu Betrieben herzustellen. Dies kann bei einem schlecht verlaufenden Praktikum – wie in einem Fall in einer Zahnarztpraxis – zu einer Umorientierung führen:

„Ich hab’s mir anders vorgestellt. Deshalb gibt’s doch eigentlich Praktikum so zu machen und so, damit man guckt, wie das is’. Ob es Spaß hat, macht oder nicht. Mir hat’s keinen Spaß gemacht.“ Dragica

Allerdings kritisiert die Jugendliche hier nicht die Arbeit als Zahnarzhelferin, sondern die abweisende Atmosphäre im Praktikumsbetrieb:

„Ich durfte nichts machen! Eigentlich nur sitzen oder die haben mich immer was kaufen geschickt für die. Sonst nichts! [...] Die haben mir gar nichts erklärt. [...] Ich kannte nicht mal ein Gerät oder so da. Nix!“ Dragica

Sie interessiert sich nach dieser Erfahrung nicht mehr für eine Ausbildung zur Zahnarzhelferin, stattdessen hat ihr ein Praktikum als Erzieherin gefallen. Auch hier gibt nicht der Inhalt der Tätigkeiten, sondern die Beachtung durch die Kolleginnen den Ausschlag:

„Weil, die waren auch sehr zufrieden mit mir und ich war sehr zufrieden mit denen. Also allgemein.“ Dragica

Neben den Schülerinnen und Schülern, die ganz konkret auf der Suche nach Ausbildungsplätzen und Berufsorientierung sind, gibt es auch diejenigen, die nach der 10. Klasse das Abitur anstreben. Dennoch nehmen sie ganz selbstverständlich an den Praktika teil, erkunden so Berufsfelder und bewerten die Praktikumsstellen kritisch danach, ob sie sinnvolle Aufgaben übertragen bekommen und tatsächlich Einblick erhalten. Dies ist wichtig festzuhalten, um dem verbreiteten Vorurteil entgegenzutreten, die überhöhten Bildungsambitionen Richtung Abitur würden eine Gleichgültigkeit gegenüber Praktika und Berufsorientierungsangeboten auslösen. Gerade wenn Berufsorientierung als breit angelegte (Arbeits-)Welterkundung und nicht als Engführung der eigenen beruflichen Entwicklungsperspektive auf ein vermeintlich passendes Niveau für Schülerinnen und Schüler mit einfachem bis mittlerem Schulabschluss organisiert wird, stößt das Angebot auf Interesse.

Obwohl das Praktikum bei den Berliner Wasserbetrieben freiwillig war, nahmen einige der Schülerinnen und Schüler der 8. Klasse ohne konkretes Interesse an den Ausbildungsmöglichkeiten und Berufstätigkeiten, die dort ausgeübt werden, teil. Nach einer Woche Schnupperpraktikum äußerten einige, teils auch zuvor schon interessierte Jun-

gen den Wunsch nach einem weiteren Praktikum oder einer späteren Ausbildung im Betrieb. Auch die Mädchen verließen das Praktikum mit der Bestätigung, dass sie handwerklich-technischen Aufgaben prinzipiell genau wie die Jungen gewachsen wären. Ihre Vorbehalte gegenüber typischen Männerberufen konnte das Praktikum allerdings noch nicht aufheben.

Neben der Auseinandersetzung mit persönlichen Wunschberufen werden mehr oder weniger bewusst beständig andere Möglichkeiten abgewogen und Berufe eingeschätzt. Dieser Prozess läuft nicht gezielt, sondern eher spontan ab. So berichtet ein Jugendlicher verständnisvoll lachend:

„Ich erzähl' meiner Mutter oft, was ich werden will, aber da [...] sich dis bei mir monatlich ändert, hört sie mir gar nicht mehr zu.“ Firat

Wenn er es dagegen wirklich ernst meine, dann spreche seine Mutter auch mit ihm über seine Wünsche und Pläne.

Ausbildung und Abitur

Alle von uns interviewten Jugendlichen besuchen eine Real- oder Gesamtschule. Sie stehen ein oder zwei Jahre vor der Prüfung zur Erlangung des mittleren Schulabschlusses. Sie machen die Entscheidung, ob sie eine Ausbildung beginnen oder weiter die Schule besuchen werden, um das Abitur zu erlangen, von den Ergebnissen dieser Prüfung abhängig. Der Einfluss des Schulabschlusses auf die Chancen, später eine gute Arbeit zu finden, wird hoch eingeschätzt. Besonders der Hauptschulabschluss wird als Stigma empfunden, selbst wenn dies eine Abgrenzung gegenüber den eigenen Geschwistern bedeutet:

„[M]ein einer Halbbruder, der is' jetzt auf der Hauptschule leider. Ja ... und wir diskutieren manchmal mit ihm. Dass er sich anstrengen soll, weil seine Noten haben sich jetzt in der letzten Zeit auch verbessert. Dass er versuchen soll, auf 'ne Realschule zu kommen, damit er einen vernünftigen Beruf bekommen kann. Weil mit dem Abschluss wird er keinen Beruf bekommen.“ Firat

Für diejenigen, die Abitur machen wollen, ist eine betriebliche Ausbildung nur die Alternative im Falle eines Scheiterns ihrer eigentlichen Ambitionen. Allerdings plant auch eine Schülerin, nach dem Abitur eine Ausbildung zur Pharmazeutisch-technischen Assistentin zu machen.

Generelle Vorbehalte gegenüber Ausbildungsberufen, wie sie Jugendlichen mit Migrationshintergrund bzw. deren Eltern oft unterstellt werden, haben wir nicht gefunden. Nur eine Jugendliche formuliert, dass sie in jedem Fall studieren möchte und darin auch von den Lehrern und von ihrer Familie unterstützt werde. Sie schließt eine Ausbildung kategorisch aus:

„Weil, mit Ausbildung findet man keine Arbeit. Hier in Berlin, find' ich.“ Fatima

Ihre klare Aussage schränkt aber auch Fatima am Ende durch das „find' ich“ und den Bezug zum Berliner Arbeitsmarkt wieder ein, schließlich bezieht sie sich nur auf Freundinnen, die eine Ausbildung zur Arzthelferin gemacht haben und von denen „die meisten“ seither arbeitslos sind.

Verblüffend ist, wie wenig die Jugendlichen auf die Schwierigkeit und die eigenen Anstrengungen eingehen, die notwendigen Noten bzw. Punkte für den Übergang in Richtung Abitur zu bekommen, so als sei schulischer Erfolg ein fast unbeeinflussbarer, quasi schicksalhafter Naturprozess.

Die Suche nach einer pragmatischen Lösung für das Problem, in Bildungsprozessen eventuell zu scheitern, lässt eine Schülerin für die Zeit nach dem erhofften Abitur einen geradezu verwegenen Plan fassen: Sie will, wie schon ihre ältere Schwester, die in der Türkei studiert, im Ausland studieren, und zwar in Korea; sie habe im Fernsehen gesehen, dass es dort leicht sein soll.

Autonomie und schulische Unterstützung

Einige der befragten Jugendlichen nennen unterschiedliche Berufe wie Altenpfleger, Pharmazeutisch-technische Assistentin, Trockenbauer, Rechtsanwaltsgehilfin, Schauspielerin, Ärztin oder Pilot als Wunsch- bzw. in Erwägung gezogenen Beruf und sind schon mehr oder weniger gut über deren Voraussetzungen und Anforderungen informiert. Andere dagegen haben sich noch nicht festgelegt. Sie verschieben ihre Entscheidung für einen Beruf, um zu nächst schrittweise den Weg in die Oberstufe und dann zum Abitur zu gehen.

Alle Jugendlichen sind durch die Betriebspraktika und die Berufsorientierung in der Schule mit dem Thema Berufswahl konfrontiert. Zur Übergangswahrscheinlichkeit in die Oberstufe äußern sich die Jugendlichen unterschiedlich zuversichtlich. Sie stehen teilweise deutlich unter Druck, entweder den Sprung in die Oberstufe zu schaffen oder aber über Praktika oder Kontakte im eigenen Umfeld einen Ausbildungsplatz zu finden.

So konzentriert sich eine Jugendliche für ihre Wunsch-ausbildung als Pharmazeutisch-technische Assistentin besonders auf die für eine Bewerbung relevanten Fächer Chemie, Biologie und Mathematik.

Ein Jugendlicher mit eher schwachen Schulleistungen hat sich noch nicht auf einen Beruf festgelegt, aber er nimmt die Aufgabe als sehr dringlich wahr und sucht in möglichst vielen Praktika nach Orientierung.

Die Jugendliche, die nach den positiven Rückmeldungen in ihrem Praktikum Erzieherin werden möchte, stellt sich die Frage, wie sie diesen ersten guten Kontakt zur Kindertagesstätte durch Besuche und weitere Praktika aufrechterhalten kann. Damit beginnt sie auch, über ihre Fehlzeiten in der Schule nachzudenken, weil sie weiß, dass diese bei einer Bewerbung einen entscheidend guten oder schlechten Eindruck machen können. In einem Referat über den Beruf der Erzieherin, das sie vor jüngeren Schülerinnen und Schülern gehalten hat, weist sie sogar extra auf die

Problematik der Fehlzeiten hin, trotzdem schwänzt sie selbst immer wieder den Unterricht.

Da er noch keinen persönlichen Kontakt zu einem potentiellen Ausbildungsbetrieb hat, steht ein anderer Jugendlicher am Ende der 9. Klasse unter Druck, sich schriftlich bei einer großen Zahl von Unternehmen zu bewerben.

„Man sollte schon 50 Bewerbungen schreiben. [...] Nur die Harten kommen in den Garten.“ Alexandros

Die interviewten Schülerinnen und Schüler berichten über verschiedene Angebote der Berufsorientierung in der Schule: über das Fach Arbeitslehre, über Maßnahmen der vertieften Berufsorientierung und über das Fach Informationstechnische Grundbildung (ITG), in dem es ganz wesentlich um Bewerbungen und Berufswahl geht. Berufsbegleiter und Sozialpädagoginnen, Bücher, Internetlinks und Ordner mit Berufsbeschreibungen, Berufsmessen und Sprechstunden von Beratern des „Arbeitsamtes“ werden genannt. Die schulischen und institutionellen Angebote und der Zugang zu diesen Angeboten der Berufsorientierung erscheinen den Jugendlichen eher zufällig: Die einen gehen beispielsweise zur Berufsmesse, die anderen nicht. Wie diese Auswahl stattfindet und worin der Sinn dieser Messen liegt, können viele Jugendliche nicht benennen.

In der schulischen Unterstützung scheint es, aus der Darstellung der Jugendlichen interpretiert, eine besondere Förderung der Extreme, der hoffnungsvollen und der (ansonsten) hoffnungslosen Fälle zu geben: einerseits erfahren Schülerinnen und Schüler mit klaren Vorstellungen und hohem Eigenantrieb viel Unterstützung mit praktischen Bewerbungstipps und Adressen, andererseits werden schulisch identifizierte „Problemfälle“ mit besonderer Aufmerksamkeit und von zum Teil eigens hierzu engagierten Begleiterinnen bzw. Begleitern betreut.

Die Schülerinnen und Schüler üben keine Kritik an dieser Art der schulischen Betreuung. Ein Jugendlicher lobt das schulische Angebot ganz explizit:

„Also, auf unserer Schule werden wir sehr gut vorbereitet, kann man sagen. Mehr kann man einen eigentlich gar nicht mehr vorbereiten.“ Firat

Bei dieser Antwort ist zu bedenken, dass Jugendliche sich mit dem absehbaren Übergang in die Arbeitswelt in einem Prozess der Loslösung von der Familie und der Schule als den „Institutionen“ ihrer Kindheit befinden. Die Berufswahl ist ein autonom und individuell zu leistender Schritt in Richtung Erwachsenenwelt.

Da Individualisierung und Autonomie Zeichen des Erwachsenwerdens sind, könnte es Jugendlichen abwegig bzw. bevormundend erscheinen, von der Schule eine allzu enge Begleitung und persönliche Hilfe zu bekommen. Die idealtypisch universalistische Gleichbehandlung aller Schülerinnen und Schüler in der Institution Schule endet mit dem je individuellen Weg in die Arbeitswelt. Zwar nehmen die befragten Schülerinnen und Schüler die Orientierungshilfen der Schule und der durch sie angeregten und organisierten Praktika als hilfreich wahr, aber sie erwarten sie eigentlich nicht.

Zwischen der Schule und der Arbeitswelt wird streng unterschieden. Schule scheint nur die Eingangsbillets zu verteilen oder zu verweigern. Die unterliegende Substanz schulischer Bildung, die Vermittlung sprachlich-kommunikativer und mathematischer Fähigkeiten, naturwissenschaftlicher Kenntnisse, sportlicher und musisch-künstlerischer Fertigkeiten sowie ästhetischer und ethischer Maßstäbe und entsprechenden Urteilsvermögens als Voraussetzung für eine erfolgreiche berufliche Entwicklung werden in den geführten Interviews selten angesprochen.

Das Neigungskonzept

Auch der Bezug zwischen den eigenen Interessen und Fähigkeiten und der anstehenden Berufswahl wird eher sporadisch angesprochen. Die in Berufswahltheorien so prominente Idee, dass es bei der Berufswahl auf die Passung von Persönlichkeit und beruflichem Anforderungs-

profil ankomme²⁵, lässt sich in der Diffusität der Berufsorientierungsprozesse, von denen die interviewten Schülerinnen und Schüler berichten, nur schwer auffinden.

Fast scheint es, als könnten die Jugendlichen sich selbst und ihre Fähigkeiten, mit denen sie sich ins Berufsleben einbringen könnten, nicht gut. So als hätten sie sich inner- und außerhalb der Schule noch nicht als produktiv erfahren. Sie formulieren eher vage allgemeine Interessen und suchen nach Berufen, die ihnen zumindest teilweise auch aufgrund der Machbarkeit gefallen, Machbarkeit in dem Sinne, dass einige der Jugendlichen Berufe von Verwandten oder Freunden anstreben. Neben der Kenntnis und dem Interesse an den Inhalten dieser Berufe scheint dabei vor allem ausschlaggebend zu sein, dass diese zum Vorbild genommenen Personen selbst mit dem Beruf zufrieden sind bzw. zumindest in diesen Berufen zurechtkommen.

Einige Jugendliche werden gar nicht konkret, sondern verweisen lediglich auf das angestrebte akademische Niveau ihres zukünftigen Berufes. Der Einblick in die konkreten Aufgaben von Fachkräften scheint zu fehlen, sodass die Jugendlichen nicht systematisch vergleichen können. Eine Jugendliche kommentiert das Interesse von Schülerinnen und Schülern an bestimmten Berufen ein wenig spöttisch und grenzt sich damit implizit von einem zu kurzschlüssigen Vorgehen ab:

„Zum Beispiel eine kann gut zeichnen: sofort Modedesignerin. Eine kann so gut halt mit so Menschen oder so, will – oder mag kleine Kinder: sie will sofort Kindergärtnerin werden.“ Fatima

Autonomie und Gruppenzugehörigkeit

Die Jugendlichen erleben den Übergang von der Schule in die Berufswelt als ganz persönliche Angelegenheit. Sie

■ 25 Günter Ratschinski beschreibt diese Passungsidee: „Personen suchen Berufe, in denen sie ihre Interessen verwirklichen und für sie wichtige Ziele erreichen können und für die sie notwendige Voraussetzungen (Temperament, Fähigkeiten, Fertigkeiten etc.) mitbringen. Der Passungsprozess setzt zweierlei voraus: Berufsmerkmale müssen bekannt sein und die Person muss Klarheit über ihre Passungsmerkmale erlangt haben.“ (Vgl. Ratschinski 2009, 53)

betonen ihre Unabhängigkeit von den Plänen der gleichaltrigen Freundinnen bzw. Freunde. Sie erleben ihre Eltern als unterstützend, aber nicht als bevormundend. Der Übergang in die Berufswelt ist dennoch ein insofern mit anderen geteiltes Erlebnis, als alle mehr oder weniger gleichzeitig betroffen sind. Freundinnen und Freunde helfen, Hemmschwellen zu überwinden. Gemeinsam trauen sich Jugendliche vieles eher zu. In den traditionell selbst zu suchenden Praktika wurden andere Praktikantinnen und Praktikanten im Betrieb als positiver Faktor gewertet. Nur in einem Fall kam es zu einer als sehr ungerecht erlebten Bevorzugung einer Mitpraktikantin.

Die befragten Schülerinnen und Schüler haben sich meist in kleinen Gruppen gemeinsam zum Schnupperpraktikum angemeldet. Drei Mädchen berichten, dass sie sich auch bei anderen Angeboten der Berufsorientierung gegenseitig zur Teilnahme motiviert haben. Im Berufsorientierungsangebot eines Bildungsträgers sprechen sich befreundete Schülerinnen und Schüler ab, um die Kurse gemeinsam zu belegen. Diese Gruppendynamik wirkt auf die Bereitschaft zur Teilnahme positiv.

Beteiligte Ausbilderinnen und Ausbilder sehen diese Art von Sympathiegruppen allerdings skeptisch. Sie befürchten wechselseitige Ablenkung und Undisziplinertheit, ein fehlendes Sich-Einlassen auf das Praktikum. Da die Aufmerksamkeit mit dem „Spaß“ an der Arbeit zusammenhängt, ist fraglich, ob diese Befürchtungen gerechtfertigt sind. Ein treffendes Bild der Arbeitswelt beinhaltet auch, die Bedeutung des sozialen Kontaktes unter den Beschäftigten nicht geringzuschätzen. Arbeitszufriedenheit hängt in hohem Maße von einer guten Arbeitsatmosphäre ab.²⁶

Ob die Praktikantinnen und Praktikanten ein gutes Betriebsklima wahrnehmen und sich als (zeitweiliger) Teil der Belegschaft fühlen, entscheidet mit darüber, ob die Arbeitswelt und der konkrete Berufsbereich als attraktiv erlebt werden. So entwickelte sich während des Schnup-

perpraktikums in den Berliner Wasserbetrieben ein gutes Verhältnis zwischen der Teilgruppe der Schülerinnen und den sie betreuenden Auszubildenden:

„Wir haben ja auch eine Gang [lacht] hier mit denen gegründet.“ Gün

Die nur wenig älteren Auszubildenden im Betrieb gewinnen ihr Vertrauen und erlauben ein entspanntes gemeinsames Arbeiten.

Eine Schülerin berichtet aus einem Praktikum in einer Apotheke, in der auch eine türkische Kollegin arbeitete. Befragt, ob es von Vorteil sei, eine türkische Kollegin im Praktikum anzutreffen, reagiert die Jugendliche vorsichtig, so wie auch von anderen Jugendlichen immer wieder betont wird, Deutsche ohne Migrationshintergrund nicht absichtlich ausschließen zu wollen:

„Also, ich weiß nicht. Dann kann man doch ganz schnell türkisch reden, wenn man will. Keine Ahnung. Man hat eigentlich Vorteile, glaube ich.“ Melek

Auch ein zweiter Praktikant in der Apotheke war ihr als Ansprechpartner willkommen, obwohl er als Araber kein Türkisch konnte:

„Dann hat man Vorteile, weil dann ist man auch nicht so alleine. Der ist ja auch jung wie du. Dann kann man auch so in der Pause reden. Das macht mehr Spaß.“ Melek

Der Kontakt mit ganz anderen Milieus zeichnet sich als Vorteil von aufwendiger organisierten Praktika gegenüber den selbst organisierten Praktika ab, die überwiegend im eigenen Wohnbezirk und in vertrauten Betrieben stattfinden.

Die Eltern sind wichtige Ansprechpartner in der Berufsorientierung noch vor den eigenen Freundinnen bzw. Freun-

²⁶ Die überwältigende Mehrheit der für den DGB-Index Gute Arbeit befragten Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer nennen nach beruflichen Zukunftsaussichten und Arbeitsplatzsicherheit sowie ausreichendem und leistungsgerechtem Einkommen ein gutes Arbeitsklima mit respektvoller Behandlung sowie klarem und umfassenden Informationsfluss als wichtiges Kriterium für gute Arbeit. Vgl. DGB-Index (2009), 31.

den.²⁷ Abhängig von der familiären Kommunikation kennen allerdings einige der befragten Jugendliche die genauen Bezeichnungen der Berufe ihrer Eltern und Geschwister, deren beruflichen Werdegang und aktuelle Ausbildungsstätte nicht. Die Jugendlichen kennen die Berufsziele ihrer Freundinnen und Freunde und wissen, wo diese ihr Praktikum gemacht haben.

„Meine Freundin möchte das auch werden: PTA [...] Aber ich glaube, sie will PKA werden.“ Melek

Gemeinsamer Austausch und individuelle Unterschiede schließen sich nicht aus. Auch die Entscheidung bzw. der Versuch, bis zum Abitur zur Schule zu gehen, wird, so die befragten Schülerinnen und Schüler, unabhängig vom weiteren Weg der Freundinnen bzw. Freunde getroffen.

Gesellschaftliche Zusammenhänge bleiben verschleiert

Der Zusammenhang von Arbeit, Einkommen und sozialer Position wird von den Jugendlichen, wenn überhaupt, nur sehr zurückhaltend thematisiert. Dieses Thema scheint weder in den Familien noch in der Schule offen besprochen zu werden. Dennoch gibt es ein Wissen um stigmatisierende Bildungsverläufe (Hauptschule) und unterschiedlich stark belastende Berufstätigkeiten sowie unterschiedliche Bildungsanforderungen. In den Praktika ermöglicht der Kontakt mit Auszubildenden und anderen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern den Jugendlichen das direkte Nachfra-

²⁷ In der BA/BIBB-Bewerberbefragung 2004 geben Jugendliche ohne Migrationshintergrund zu 51 Prozent an, dass sie „alle wichtigen Fragen auch mit den Eltern besprochen haben“, Jugendliche mit Migrationshintergrund allerdings nur zu 29 Prozent. (Vgl. Granato (2009), 3). Eine Befragung aus 2005 hebt ebenfalls die starke Bedeutung von Gesprächen mit den Eltern hervor, weniger häufig werden Gespräche mit Berufsberaterinnen der Agentur für Arbeit (39 Prozent), mit Freunden (27 Prozent) sowie Lehrerinnen und Lehrern (29 Prozent) genannt. (Vgl. Prager/Wieland (2005), 9). Diese letzte Studie ist insofern interessant, dass sie deutlich macht, dass gerade Jugendliche mit geringem Unterstützungsangebot in der eigenen Familie auf die Berufsorientierungsangebote der Bundesagentur für Arbeit und der Schule angewiesen sind. Die Qualität dieser Angebote weist aber Mängel auf. So empfinden viele Hauptschülerinnen und Hauptschüler: „Es gibt genug [Informationen zur Berufswahl], aber es ist schwer, sich da zurechtzufinden“ (50 Prozent) bzw. „Es gibt insgesamt zu wenig Informationen“ (23 Prozent). Die wichtigsten Einflussgrößen für die Berufswahl, so Prager und Wieland, seien aber Kontakte zum Berufsfeld über Praktika und eigene Erfahrungen (62 Prozent) sowie „Gespräche mit Personen, die diesen Beruf schon ausüben (50%)“. (Ebd.)

gen. Dies findet vor allem informell während der gemeinsamen Arbeit und in Pausen statt.

Aus den Interviews wird deutlich, dass der grundsätzliche Aufbau einer Dualen Ausbildung, hier am Beispiel des Ausbildungsalltags in den Berliner Wasserbetrieben zwischen Ausbildungswerkstatt, Berufsschule und Baustelle bzw. Außendienst aus den Gesprächen eher erahnt wird:

„Das [Motoren auseinanderbauen] müssen die auch üben. Und manchmal sind die auch nicht da. Die machen irgendwo anders. Keine Ahnung.“ Gün

Ohne ausreichende Vorkenntnisse können solche spontanen Gespräche mit anderen Auszubildenden im Praktikum zum Thema Berufsorientierung entsprechend schnell wieder enden. Der Wechsel z.B. zum Thema Wochenendgestaltung, bei dem kein großer Wissensunterschied besteht, liegt nahe.

Hinsichtlich der Ausbildungsvergütungen gibt es Wissensdefizite. So schätzt ein jugendlicher bezogen auf deutlich besser entlohnte Bauberufe:

„Erste Ausbildungsjahr kriegt man entweder 200 oder 100. Weiß ich nicht so genau.“ Mehmet

Die so (wenig) informierten Schülerinnen und Schüler werden sich schon in ein bis zwei Jahren auf Ausbildungsplätze bewerben. Die Ansprüche von Unternehmen an junge Bewerberinnen und Bewerber sind hoch. So erwarten die Personalverantwortlichen solides Wissen über die angestrebte Berufsausbildung und eine begründete Motivation, die ein Grundverständnis der Ausbildungssituation im Betrieb erkennen lässt. Selbst diejenigen mit älteren Geschwistern oder Freundinnen bzw. Freunden, die eine Ausbildung machen, wissen kaum etwas über den konkreten Aufbau und Ablauf zu berichten.

Zwei Erklärungen sind denkbar: Zum einen haben die Jugendlichen ein differenzierteres Bild von den Berufen als sie sprachlich ausdrücken können. Zum anderen berühren wir hier aber vielleicht auch einen Tabubereich: Grundle-

gende sozioökonomische Zusammenhänge werden in dieser Gesellschaft nicht offen diskutiert. Es existiert vielmehr eine Art Familiengeheimnis, das eher über indirekte Kommunikation weitergegeben wird.

Die verbreitete Haltung „über Geld spricht man nicht“ zeigt ihre Auswirkungen anhand der zitierten niedrigen Erwartung an eine Ausbildungsvergütung.

Soziales Engagement scheint einer Jugendlichen als Berufswahlmotiv offenkundig höherwertig als der Wunsch nach hohem Einkommen oder hohem Prestige. Sie begründet ihren Wunsch, Anwältin zu werden:

„Um anderen Menschen zu helfen. Nicht wegen, was weiß ich, damit man berühmt ist oder so was. [...] Oder Geld oder so.“ Fatima

Ein weiteres gesellschaftliches Tabu stellen die unterschiedlichen ökonomischen Lebensverhältnisse in den verschiedenen Sozialschichten dar. Die allseits proklamierte Eigenverantwortung für die jeweilige soziale Stellung vernebelt, dass diese ganz systematisch aus unterschiedlichen Ausgangslagen und strukturell vorenthaltenen Möglichkeiten der (vor-)schulischen Kompensation resultiert. Entsprechend übernehmen die Jugendlichen den Anspruch, selbst für ihr Schicksal verantwortlich zu sein, ihres Glückes Schmied zu sein.

Ihre strukturelle Benachteiligung durch die unzureichende Unterstützung ihres Zweitspracherwerbs und Vorbehalte wegen ihrer Herkunft aus Einwandererfamilien empfinden sie zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht. Persönliche Diskriminierungen hätten sie bislang so gut wie gar nicht erlebt.

Dennoch führt der Kampf um den gewünschten sozialen Aufstieg auch zu Verhärtungen. Eine Jugendliche erlebt das Auf-sich-selbst-gestellt-Sein zugleich als ein Von-anderen-verlassen-Sein:

„Ich muss an mich denken! Wieso sollte ich an die [Freunde von mir] denken? Die denken bestimmt auch nicht an mich.“ Dragica

Sie hat Angst, keine Ausbildung zu bekommen und in Hartz IV zu enden. Sie teilt die gesellschaftliche Zuschreibung, dass Armut im Allgemeinen selbst verschuldet ist, und glaubt, dass ihre Eltern und älteren Freunde im Hartz IV-Bezug sind:

„weil die nix erlernt haben.“ Dragica

Arbeitslosigkeit und Angst

Die meisten der befragten Jugendlichen haben Erfahrung mit Arbeitslosigkeit und Hartz IV in ihrer Familie oder näheren Verwandtschaft.²⁸ Im Interview herrscht Verlegenheit oder Ratlosigkeit bei diesem Thema. Als sei schon die Benennung der Arbeitslosigkeit das Problem, umschreibt eine Jugendliche mit:

„Meine Mutter macht gar nichts.“ Dragica

Eine andere wird beim Sprechen immer leiser und verstummt schließlich ganz zu diesem Thema (Gün). Die Arbeitslosigkeit von Eltern und Freunden belastet die betroffenen Jugendlichen offensichtlich. Etwas zu tun zu haben und nicht zuhause rumzusitzen, scheint in den Augen der Jugendlichen, die sich dazu äußern, wichtiger zu sein als die Behebung der materiellen Folgeprobleme der Arbeitslosigkeit. Diese Erfahrungen prägen die eigene Berufsorientierung auf unterschiedliche Art.

Es gibt schon lange vor der eigenen Berufstätigkeit Ängste:

„Natürlich hat man Angst [vor Hartz IV].“ Dragica

Mit diesen Ängsten bleiben die Jugendlichen weitgehend allein. Im Kontext gesellschaftlicher Schuldzuweisungen sehen sie Arbeitslosigkeit als ein individuelles Problem. Es zeichnet sich ab, dass sie spätere Misserfolge als persönliches Versagen interpretieren werden. Gesellschaftliche Ur-

²⁸ Statistisch erfasst lebten 2007 26,7 Prozent der Zehn- bis Sechzehnjährigen in Berlin in SGB II-Bedarfsgemeinschaften, in den Bezirken Mitte und Kreuzberg-Friedrichshain über 40 Prozent. Vgl. Kuhl u. a. (2008), 242

sachen der Arbeitslosigkeit oder Verantwortliche benennen die Jugendlichen nicht.

Ein Jugendlicher bezieht seine Informationen aus

„BZ, Bild oder RTL2-Nachrichten. Das sind so die Hauptquellen. Aber ich les' jetzt nicht regelmäßig BZ. Meistens über den Fernseher.“ Firat

Entsprechend formuliert er widersprüchliche Ansichten, die zwischen Arbeitslosen allgemein und arbeitslosen Bekannten unterscheiden. So reproduziert er gängige Vorurteile gegenüber Arbeitslosen – sie seien faul, arbeitsunwillig, erzögen ihre Kinder schlecht. Bei persönlichen Bekannten nimmt er die Arbeitslosigkeit dagegen eher als Schicksalsschlag wahr.

Erfahrungen mit der Bittstellerposition im Jobcenter geben für eine Jugendliche ganz explizit das Motiv für den höheren Schulbesuch ab:

„Ich möchte nicht danach beim Jobcenter. Ich möchte weitermachen, auf jeden Fall. Ich weiß, wie das ist. Es ist nicht schön.“ Melek

Die Familie als Bezugspunkt

Seit der Kindheit nehmen die Jugendlichen die Arbeitswelt durch die Brille der Erwachsenen wahr, vor allem über die berufliche Tätigkeit oder über Phasen der Arbeitssuche der Eltern. Auch wenn einige Jugendliche die genaue Bezeichnung der elterlichen Berufe nicht kennen, kennen sie doch grob deren Erwerbsbiographien und Tätigkeiten. Die meisten Jugendlichen beginnen erst auf Nachfrage, darüber zu sprechen. Die Wissensübermittlung von einer Generation zur anderen erfolgt beiläufig. In der Auseinandersetzung mit der eigenen beruflichen Zukunft stellen die Lebensläufe ihrer Eltern entweder positive oder negative Vorbilder dar.

Entscheidungen für oder gegen Praktika, Ausbildungen oder Schulen verstehen die Jugendlichen als eigene Ent-

scheidungen. Trotzdem besprechen sie diese wo möglich mit ihren Eltern und beziehen deren Meinung mit ein:

„Es ist meine eigene Entscheidung, aber natürlich spielt eine Rolle, was meine Eltern dazu sagt.“ Melek

Eine Jugendliche macht deutlich, dass sie ihre Eltern als zuverlässige und für sie parteiische Unterstützer erlebt:

„Ja, immer, egal was ich werde.“ Ayla

Neben den Eltern sind auch andere Verwandte bei der Berufsorientierung von Bedeutung: eine Tante, die im angestrebten Beruf arbeitet, oder ein Cousin, der studiert und Mut macht.

Bei den älteren Geschwistern als Ratgebern zeigen sich deutliche Unterschiede: Ein Schüler nennt seinen Bruder als Vorbild und plant, den gleichen Beruf zu erlernen, während eine Schülerin nicht einmal sagen kann, was ihr älterer Bruder genau macht. Offenkundig geben die emotionale Nähe der Geschwister und der innerfamiliäre Austausch der Familienmitglieder über Fragen der Berufswahl den Ausschlag dafür, ob Jugendliche das familiäre Vorwissen nutzen können.

Gemischtsprachigkeit

Die interviewten Schülerinnen und Schüler sprechen neben Deutsch eine weitere Sprache – Türkisch, Arabisch, Serbisch oder Griechisch. Bei allen zeigen sich mehr oder weniger große Probleme im Erwerb der deutschen Sprache, sie haben grammatikalische Regeln falsch gelernt und einen begrenzten Wortschatz. Verfestigte Probleme in der Satzstellung, Zeiten- und Modusbildung machen es ihnen schwer, kompliziertere Sachverhalte und Gedanken auszudrücken.²⁹

²⁹ Vgl. zum Phänomen der Fossilierung eines fehlerhaften Sprachgebrauchs Heidi Rösch (2004): Deutsch als Zweitsprache (DaZ) in der Beruflichen Bildung, 3.

Da die Unterrichtssprache Deutsch ist, wirken sich diese Sprachprobleme auf den Schulerfolg aus. Ob die Jugendlichen den Zusammenhang zwischen dem Stand ihrer Deutschkenntnisse und ihren schulischen Leistungen bzw. den erhofften beruflichen Entwicklungen sehen, blieb unklar. Die Jugendlichen haben den Zusammenhang so gut wie gar nicht thematisiert.³⁰ Es scheint so, als hätten sie wenig Anhaltspunkte, wie, wo und wann sie ihre deutsche Sprachkompetenz auf das für anspruchsvolle (Ausbildungs-)Berufe bzw. für das Abitur geforderte Niveau heben könnten.

Gleichzeitig sprechen die meisten Jugendlichen nach eigener Aussage auch die Herkunftssprache ihrer Eltern nicht perfekt. Die meisten können sie nicht gut lesen und schreiben. Die Jugendlichen sind nicht eigentlich zweisprachig, sondern wachsen eher gemischtsprachig auf. Ihre Eltern sprechen oft noch in der Herkunftssprache mit ihnen. Einige – vor allem Mütter – können sehr schlecht deutsch und besuchen derzeit Kurse, was ihre Kinder durchweg positiv sehen. Die Jugendlichen wählen die benutzte Sprache nach den Gesprächsbeteiligten:

„Meine Eltern verstehen mich auch, wenn ich deutsch rede.“ Gün

Und dieselbe Jugendliche stellt klar:

„Also, wenn 'ne Deutsche da ist, dann reden wir nur deutsch. Also, wir reden so, dass wir uns verstehen.“ Gün

Allerdings bietet sich gerade im Umgang mit Lehrkräften und Ausbildern der Sprachwechsel auch zur Herausforderung dieser Autoritäten an. Ein Jugendlicher kritisiert die Mitpraktikanten, die über einen Ausbilder gelästert haben:

„Und deswegen haben die halt türkisch gesprochen. Hinterlistig. Find' ich halt nicht in Ordnung.“ Firat

Bei allem Verständnis für den Wunsch des Ausbildungsleiters, das im Praktikum nur deutsch gesprochen werden soll, gibt eine Schülerin zu bedenken, dass ein Sprachwechsel nicht immer absichtlich erfolgt:

„Es kommt ja automatisch, wenn man türkisch redet.“ Gün

Angesichts der teilweise stark eingeschränkten Ausdrucksmöglichkeiten der Schülerinnen und Schüler ist die wechselseitige Ergänzung der Sprachen verständlich. Eine systematische Aufarbeitung der Sprachdefizite scheint in diesem Alter in der Schule nicht mehr vorgesehen zu sein. Der besondere Wert, eine oder sogar mehrere Sprachen zu beherrschen, ist den Schülerinnen und Schülern größtenteils nicht klar. Nur zwei nennen ihre zusätzlichen Sprachkenntnisse als möglichen Vorteil in einem späteren Beruf.

Halb deutsch sein

Die interviewten Jugendlichen planen ihre persönliche Zukunft in Deutschland, aber nur wenige sehen sich selbst als Deutsche. So formuliert ein Jugendlicher:

„Ich fühl' mich halb türkisch, halb deutsch“, hat aber eine andere Perspektive für die Zukunft: „Aber wenn ich groß bin, dann wird' ich ganz Deutscher sein.“ Mehmet

Auf die Frage nach der eigenen Zugehörigkeit im Sinne einer klaren Entscheidung für oder gegen eine bestimmte nationale Identität antworten einige Jugendliche:

„Ich sag' immer, ich bin Deutsche. Ja. Solange ich hier lebe: Ja.“ Dragica

„Ich weiß nicht. Ich glaub' als Türkin.“ Melek

„Und nur weil wir Ausländer sind. [...] Ich bin hier geboren und ich fühl mich nicht wie ein Ausländer.“ Ayla

³⁰ Zu den Ausnahmen vgl. die Fallgeschichte von Mehmet, der darauf hinweist, dass einige seiner Freunde extra deutsch miteinander sprechen, um sich darin zu verbessern.

„Also ich bin zwar hier geboren und so, aber ich selber bin ja ... komm aus Libanon.“ Fatima

Die Unmöglichkeit, sich auf eine nationale Zugehörigkeit festzulegen, zeigt, dass die Frage nach einer eindeutigen Identität für die Befragten eine Zumutung ist. In der Vorstellung vom homogenen Deutsch- oder z.B. Türkisch-Sein schwingt eine bestimmte kulturelle und ethnische Eindeutigkeit mit, die die Jugendlichen nie erlebt haben. Es steht dahinter ein Komplex von Eigenschaften und Zuschreibungen, der nicht offen diskutiert wird. Die unterstellten substantziellen Eigenschaften des Deutschseins reflektiert ein Jugendlicher im Interview:

„... da wird gesagt, die stellen keine Türken ein, weil die schwarze Haare haben. Sie [der Interviewer] haben auch schwarze Haare! Aber Sie sind Deutscher, oder?“ Murat

Weder das Aussehen, noch der deutsche Pass, noch in Deutschland geboren und aufgewachsen zu sein, reichen aus, um wirklich deutsch zu sein. In solchen Erfahrungen zeigt sich die fehlende Integrationsbereitschaft eines bedeutsamen Teils der deutschen Mehrheitsgesellschaft gegenüber Einwanderinnen und Einwanderern, ihren Kindern und Enkelkindern. Die Eingewanderten sollen sich erst einmal assimilieren und so Teil eines vermeintlich homogenen Ganzen werden: Ein an Bekehrung erinnerndes Aufgeben von allem Vorherigen und eine Neukonstitution des Bewusstseins werden verlangt. Diese Anforderung der sogenannten Aufnahmegesellschaft stellt die eigentliche Hürde dar, sich in Deutschland willkommen und heimisch zu fühlen.³¹

Diskriminierung? – Persönlich noch nicht!

Die Jugendlichen mit Migrationshintergrund wissen um ihre besondere Situation in der deutschen Gesellschaft. Die damit bei der Berufswahl verbundene Diskriminierung problematisieren sie für sich aber nicht beständig. Sorgen

über ihre berufliche Zukunft tauchen eher vermittelt über die Fraglichkeit des eigenen schulischen Erfolgs auf. Für viele Wunschberufe brauchen sie gute Noten und oft auch ein Abitur. Der Erwerb der notwendigen Bildung ist durch die deutlich erkennbare Grenze im Wortschatz und im grammatisch richtigen Sprechen gefährdet. Diesen Umstand scheinen die Jugendlichen aber entweder ganz zu verdrängen oder aber mit einem gewissen Fatalismus hinzunehmen, ganz so als müsste man sich mit einer schlechten Ausdrucksfähigkeit abfinden wie mit einer unabänderlichen Körperbehinderung.

Vielleicht wissen die Jugendlichen aber auch gar nicht um die hohe Bedeutung der korrekten Sprachverwendung in den überwiegend monokulturell geprägten deutschen Betrieben und Behörden. Im Umfeld der mehrsprachigen Schülerschaft bekommen sie jedenfalls keine Rückmeldung, dass sie die deutsche Sprache unvollkommen gebrauchen. Dann wäre der Fatalismus viel eher auf Seiten der Lehrkräfte zu suchen, die es aufgegeben haben, auf ein offenkundiges Defizit im Sprachgebrauch so zu reagieren, dass mit systematischen Rückmeldungen und einem gezielten Sprachförderkonzept in allen Schulfächern überhaupt erst die fundamentalen Lernvoraussetzungen hergestellt werden können.³²

Die Jugendlichen wissen um die allgemeine Problematik der Diskriminierung von Menschen mit Migrationshintergrund bei der Arbeitssuche. Entsprechend der medialen Debatten verweisen sie auf das Kopftuch und auf ausländisch klingende Namen als Diskriminierungsgrund bei Bewerbungen. Persönlich, im Alltag von Schule und Wohngebiet, habe bisher aber niemand eine konkrete Diskriminierung erlebt. Ein Jugendlicher spricht deshalb auch von „Gerüchten“, von denen er aber sicher sei, dass sie der Wahrheit entsprechen.

32 Bei der Verankerung von Sprachförderung über Schulprogramme hat die wissenschaftliche Begleituntersuchung einer entsprechenden Fortbildung in Berlin durch Ute Krümmel und Diemut Ophardt (2006) gezeigt, dass sich in den Schulen vor allem die Fremdsprachenlehrerinnen und Fremdsprachenlehrer, eher noch als die Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer, dafür einsetzen, eine systematische Sprachförderung in allen Fächern zu leisten. Die Notwendigkeit einer systematischen und kontinuierlichen Förderung von Sprachbewusstheit, Wortschatz und grammatischer Sicherheit im Deutschen werde in den Schulkollegien sehr unterschiedlich gesehen, sei also noch nicht als selbstverständlicher Bildungsauftrag anerkannt.

31 Vgl. Fußnote 24

Wie erklärt sich diese Differenz zwischen persönlichem Erleben und auf die gesamtgesellschaftliche Situation bezogenen Annahmen? Die Antwort dürfte auf drei Ebenen zu finden sein: im Umfeld der Jugendlichen, im Alter der Jugendlichen und in psychischen Schutzmechanismen.

Die Jugendlichen wachsen in Stadtteilen auf, in denen sie sich als vollkommen normal erleben können. Ihr Halbdeutsch-Sein und ihre Gemischtsprachigkeit sind hier keine Ausnahme, sondern die Regel. Besonders deutlich wird dies in der Schule. So antwortet eine Jugendliche auf die Frage, ob es viele Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund gebe:

„Ja, bestimmt. Wir haben sehr wenige Deutsche.“ Ayla

Der Ansatz, das Schnupperpraktikum bei den Berliner Wasserbetrieben exklusiv für Jugendliche mit Migrationshintergrund anzubieten, ist den beteiligten Schülerinnen und Schüler gar nicht aufgefallen. Die Zusammensetzung unterscheidet sich für sie nicht merklich von anderen schulischen Veranstaltungen. Die Jugendlichen im Alter von 14 bis 16 Jahren verbringen ihr Leben fast ausschließlich in ihrem Kiez und in der Schule. Sie bewegen sich deshalb fast nie allein in von Herkunftsdeutschen dominierten Milieus, in denen sie als Einzelperson unter Umständen offen diskriminiert werden könnten.

Der Übergang von der Schule in den Beruf liegt noch vor ihnen und die dort zu erwartende Diskriminierung haben sie noch nicht erlebt. Mögliche Probleme in diesem Bereich, z.B. bei der Bewerberauswahl, werden von einem Jugendlichen scheinbar selbstbewusst beiseite geschoben:

„Weil, ich mein so, wenn sie mich nicht annehmen, dann ist das ihre Sache. Dann haben sie mich verpasst. Weil ich glaub', ich würd' genauso gut arbeiten wie jetzt Anne oder Lisa, weiß' nicht.“ Firat

Eine Jugendliche passt sich aber auch schon vorausschauend an:

„Ich wollte früher Polizistin werden, aber jetzt nicht mehr. [...] Weil ich habe gehört, dass sie mit Kopftuch nicht annehmen.“ Melek

Sie würde das Kopftuch nicht für einen Ausbildungsplatz ablegen, sie schränkt also ihre Wünsche im Vorfeld ein und erspart sich so Enttäuschungen. Es ärgert sie allerdings trotzdem:

„Ich find's irgendwie gemein, weil das Kopftuch schadet ja nicht.“ Melek

Neben dem Vermeiden von negativen Erfahrungen haben sich manche Jugendliche aber einfach auch schon eine sehr dicke Haut zugelegt. So erhielt ein Schüler eine deutlich negative Beurteilung hinsichtlich des Eindrucks, den er auf den Ausbilder im Schnupperpraktikum gemacht habe. Eine Rückmeldung, die der Schüler mit stoischer Ruhe ertragen und im Interview mit keinem Wort erwähnt hat.

Gender

Geschlechtsspezifische Unterschiede bei der Berufswahl sind in Deutschland weiterhin feststellbar und angesichts der deutlichen Segregation des Arbeitsmarktes in typische Männer- und typische Frauenberufe auch nicht weiter verwunderlich.³³ Prinzipiell ist der Anspruch von Frauen auf gleichberechtigte Teilhabe am Arbeitsmarkt aber nicht mehr umstritten, wenn auch nicht durchgesetzt. (Vgl. Schiersmann 2006).

Auch die von uns befragten Jugendlichen können sich den traditionellen Lebensentwurf für Frauen, nur Hausfrau und Mutter zu sein, nicht mehr vorstellen:

„Auch wenn ich später heirate, möcht ich weitermachen, jetzt nicht nur rumsitzen.“ Melek

³³ Vgl. den Berufsbildungsbericht, BMBF (2010b), 18f. und den Überblick über entsprechende Studien bei Günter Ratschinski (2009), 25f.

Die Wunschberufe der Mädchen sind mit SchauspielerIn, Anwältin und Ärztin zum Teil geschlechtsunspezifisch. Die konkret in den Betriebspraktika (nicht dem Schnupperpraktikum) erprobten oder durch Freundinnen, Schwestern und Mütter ausgeübten Berufe zählen allerdings zu den typischen Frauenberufen – Verkäuferin, Bürokauffrau, Friseurin, Zahnarzhelferin, Apothekenhelferin, Erzieherin, Kosmetikerin, Reinigungskraft. Eine Jugendliche kritisiert allerdings die Festlegung auf typische Frauenberufe, die oftmals mit schlechten Arbeitsbedingungen, niedrigem Lohn und geringen Ausstiegchancen verbunden sind, als Verschwendung des eigenen Bildungspotentials:

„Weil ich mag sowas nich'. Immer nur so Friseur oder so. Ich find's ich find's nich' schön. [...] Wozu? Wenn man schon gut ist in der Schule.“ Fatima

Schülerinnen erreichen in Deutschland heute durchschnittlich bessere Schulabschlüsse als ihre Mitschüler, in Kombination mit dem sozialen Merkmal Migrationshintergrund ist diese geschlechtsspezifische Differenz sogar noch höher. (Vgl. Kuhl u.a. (2008), 74)

Das Verhältnis der befragten Mädchen zu ihren Mitpraktikanten ist ambivalent. Einerseits erwarten sie Anerkennung und Gleichberechtigung, andererseits sind sie ständigem Druck und auch Belästigungen ausgesetzt – sowohl in der Schule als auch im Schnupperpraktikum:

„Also, die ärgern uns die ganze Zeit. Also das stresst auch langsam. Ja, wir verstehen uns eigentlich gut, aber einerseits nerven die immer.“ Gün

Das Schnupperpraktikum in den Berliner Wasserbetrieben war mit dem Schwerpunkt mechanische und elektrische Funktionsweise von Wasserpumpen und Elektromotoren und mit der Möglichkeit, diese selbst auseinander- und wieder zusammenzubauen, auch für die Mädchen von großem Interesse. Es hat ihnen sehr gut gefallen, dass sie dieselben Aufgaben wie die Jungen erledigen durften und bewältigen konnten.

Trotz dieser Erfahrung und ihrer Kritik an prekären, typisch weiblichen Berufsbiographien reagieren die Mädchen aber auf die Frage, ob sie sich eine technische Ausbildung z.B. in der Industrie oder zur Kfz-Mechanikerin vorstellen könnten, ablehnend. „Ich find' dis eher so Männersache“ (Gün) urteilt eine Jugendliche über die Ausbildungen bei den Berliner Wasserbetrieben. Sie hat dort keine weiblichen Fachkräfte getroffen, mit denen sie sich identifizieren könnte. Während sie mit den männlichen Auszubildenden ein gutes Verhältnis hatte, empfand sie die weiblichen Auszubildenden als unnahbar und ablehnend.

Die befragten Jungen wünschen sich zumeist typische Männerberufe – nur ein Jugendlicher möchte in der Alten- oder Krankenpflege arbeiten. Ein Schüler schließt typisch weibliche Berufe für sich ganz explizit nicht aus:

„[Und w]enn's schon Frauenberufe sind, würd' ich trotzdem machen.“ Mehmet

Unter dem Druck der Konkurrenz um Ausbildungsstellen kommen so auch für die Jungen typische Frauenberufe in den Blick. Es gibt keine Hinweise darauf, dass sie eine Beeinträchtigung ihrer Männlichkeit durch die Ausübung solcher Berufe befürchten. Im Gegenteil: ein Jugendlicher, der ein Praktikum in einem Drogeriemarkt absolviert hat, würde sogar gerne mit einer überwiegend weiblichen Belegschaft arbeiten, da sei die Atmosphäre netter:

„Ist doch besser, wenn man neben Frauen arbeitet anstatt mit Männern.“ Murat

Jungen wie Mädchen planen ganz selbstverständlich eine spätere Heirat und Familiengründung. Die Mädchen wollen trotzdem einen Beruf erlernen und arbeiten gehen. Sie erwarten, dass ihr späterer Mann diesen Wunsch respektiert und sind bereit, dafür Konflikte einzugehen, wie eine Jugendliche beschreibt:

„Oder wenn zum Beispiel mein Mann nicht will, dass ich arbeite, dann würde ich sagen: ‚Warum?‘ Ich würde aber arbeiten.“ Melek

Auch bei den Jungen zeichnet sich eine komplementäre, wenn auch vielleicht etwas langsamer ablaufende Haltungsänderung ab. So sieht ein Jugendlicher zwar keine Arbeitsteilung im Haushalt vor. Ihm ist aber klar, dass sich die Zeiten ändern:

„O.k., wenn meine Frau jetzt zu mir sagen würde, ‚Mir ist den ganzen Tag zu Hause langweilig. Hausarbeit gefällt mir nicht.‘ Na klar würde ich ihr ein bisschen Freizeit geben. Weil wir sind 2010 und dann noch 2020. Das ist doch anders alles. Wenn ich meiner Frau vertraue, dass sie nicht mit anderen Männern rummacht. Wieso nicht?“
Murat

5

Anregungen und Empfehlungen

„Berufswahl“ ist kein zielgerichteter, geplanter Prozess. Es geht vielmehr um eine intensive, erfahrungsorientierte Auseinandersetzung mit der Arbeitswelt. Gerade in ihren attraktiven und prestigeträchtigen Bereichen heißt es aber oft: Zutritt verboten! Die Türen sind für Betriebsfremde verschlossen. – Was gibt es in dieser Gesellschaft überhaupt zu tun? Was leisten Fachkräfte? Welchen Platz möchte ich in dieser Welt gerne haben? Was kann ich und was traue ich mir zu? – Diese Fragen zu beantworten, braucht Zeit und die Gelassenheit der Erwachsenen, einen breit angelegten Such- und Klärungsprozess von Jugendlichen zu begleiten.

In zehn narrativen Interviews erzählen Jugendliche mit Migrationshintergrund verschiedener Berliner Schulen von ihrer ganz persönlichen Auseinandersetzung mit der Berufsorientierung. Sie berichten von ihren Erfahrungen mit Betriebskontakten während des ersten Schnupperpraktikums bei den Berliner Wasserbetrieben im Rahmen der Kampagne *Berlin braucht dich!* bzw. von anderen Betriebspraktika.³⁴ Die Untersuchung trifft aufgrund der geringen Fallzahl keine verallgemeinernden Aussagen über „Jugendliche mit Migrationshintergrund an sich“ – wobei eine solche Gruppenkonstruktion ohnehin grundsätzlich problematisch wäre.

Gerade die Konzentration auf eine kleine Zahl von Interviewten und die Rekonstruktion der von ihnen erlebten Sinnzusammenhänge erlauben, gängige Alltagsvorstellungen, die auch im wissenschaftlichen Diskurs als unzulässige Verallgemeinerung anzutreffen sind, durch das Verstehen des Einzelfalls kritisch zu hinterfragen. Der explorative Charakter der Untersuchung erlaubt die Formulierung plausibler Annahmen über wichtige Wirkfaktoren im Prozess der Berufsorientierung.³⁵

Innerhalb der Kampagne *Berlin braucht dich!* und für die grundsätzliche Arbeit einer interkulturell sensiblen Berufsorientierung lassen sich einige Anregungen und Empfehlungen ableiten.



34 Vgl. zur Durchführung Abschnitt 2 Konzeption und Durchführung der Untersuchung

35 Vgl. Abschnitt 4: Empirische Befunde und Erkenntnisse

Ein Ergebnis ist, dass wiederholte, nicht abreißende Gesprächsangebote und das Schaffen von Gelegenheiten, die Arbeitswelt zu erkunden, zentrale Erfolgsfaktoren sind. Genauso wichtig ist aber die kritische Revision des schulischen Unterrichts und der betrieblichen Ausbildung: Es muss eine Kompensation für den komplizierten Start ins Lernen geben, wenn die eigene Muttersprache nicht die Schul- und Ausbildungssprache ist.

Dem Zufall auf die Sprünge helfen

Das im Rahmen der Kampagne entwickelte Schnupperpraktikum, aber auch viele andere Berufsorientierungsmaßnahmen sind Gelegenheiten, in denen sich Jugendliche erproben und die Arbeitswelt erkunden können. Ausbildende Unternehmen haben hier eine hohe Verantwortung: Ihre Willkommenskultur beim ersten Kontakt entscheidet maßgeblich über das weitere Interesse der Jugendlichen. Schülerinnen und Schüler kennen die konkreten Aufgaben und Arbeitsroutinen der vielen verschiedenen Berufe nicht. Nur die Unternehmen selbst können darstellen, was an ihren Betriebsabläufen, an ihren Produkten und Dienstleistungen, den Arbeitsinhalten, Einkommens- und Aufstiegsmöglichkeiten so attraktiv ist, dass Jugendliche, mit und ohne Migrationshintergrund, sich für eine Ausbildung bei ihnen interessieren und engagieren sollten. So können teilnehmende Jugendliche zu Multiplikatoren werden, die ihre Erfahrungen im Freundeskreis, mit Bekannten und Familienangehörigen austauschen.

Zufälle sind günstige Fügungen, reelle Angebote im Außen, d.h. Gelegenheiten, die geschaffen werden müssen, auf die hingewiesen werden kann und deren Nutzung ohne Wenn und Aber von schulischer und betrieblicher Seite unterstützt werden muss.

Dem Zufall auf die Sprünge zu helfen, bedeutet aber nicht, „den Jugendlichen Beine zu machen“. Jede besserwisserische Bedrängung, jede Bevormundung führt dazu, dass Jugendliche sich verschließen, um sich vor der mitschwingenden Herabsetzung, sie seien zu langsam oder zu

wankelmütig, nicht anstrengungsbereit oder in ihren Wünschen unrealistisch, zu schützen.

Berufsorientierung muss praktisch sein

Seit der PISA-Studie 2000 wissen wir, dass fast ein Viertel aller 15-Jährigen über eine sehr geringe Grundbildung verfügt. Sprachsicherheit und eine hohe sozialkommunikative Kompetenz sind die Grundlage vieler Lernprozesse in Schule und Beruf. Schulische Erfolge stärken das Selbstbewusstsein. Der permanent benotende Umgang mit den Lernleistungen von Schülerinnen und Schülern verdeckt und behindert die Konzentration auf die viel wichtigeren Prozesse einer substanziellen Wissensvermittlung und Persönlichkeitsentwicklung.

Die interviewten Jugendlichen zeigen eine hohe Lernmotivation und ausgeprägte Bildungsaspirationen. Allerdings bleibt unklar, ob ihnen die Anforderungen und die notwendigen Schritte, um ihre Ziele zu erreichen, bewusst sind. Ausbildungsbetriebe können ihre Attraktivität für Jugendliche erhöhen, wenn sie sie mit ihren Bildungswünschen ernst nehmen und ihnen die Duale Ausbildung als erste Stufe eines weiteren Bildungsaufstiegs aufzeigen.

Ausbildung und Beruf können mit ihrem klaren Bezug auf zu lösende Aufgaben eine zweite Chance sein, den eigenen produktiven Beitrag als wertvoll zu erleben und Lust am Spiel der eigenen körperlichen und geistigen Kräfte zu haben. – Hier sind entsprechend praxisbezogene Berufsorientierungsangebote von großem Nutzen.

Deutsch als Zweitsprache – Welterkundung ist Wortschatzerweiterung

Damit die Begegnung mit der Arbeitswelt positive Effekte hat, muss diese Welt als interessantes Lernfeld erfahren werden. Die Welterkundung muss zugleich ein Angebot sein, Funktionszusammenhänge betrieblicher Strukturen und Aufgaben begrifflich zu erfassen. Der Kontext berufli-

cher Aufgaben muss so präsentiert und mit den Jugendlichen diskutiert werden, dass ein intellektueller Zugang, ein wirkliches Verstehen ermöglicht wird. Hier ist die intensive Vor- und Nachbereitung von Betriebserkundungen, Praktika und anderen Berufsorientierungsangeboten durch Projekte, Filme und Lektüre von großer Bedeutung und braucht Zeit!

Was ist eine duale Ausbildung? Was machen Auszubildende? Welche Rolle haben Fachkräfte? Was stellt ein Betrieb eigentlich her? Welche Dienstleistungen bietet er an? Kurz: Wie funktioniert die Welt? Diese Fragen sind nicht durch Institutionenkunde und farblose Vorträge von dazu eigens abgestellten Berufsberatern zu beantworten. Die Auseinandersetzung mit der (Arbeits-)Welt muss zu einem zentralen Bestandteil des schulischen Curriculums werden. Nur so finden die Schülerinnen und Schüler dann auch Worte, wenn sie diese Welt erkundend betreten.

In Berufsorientierungsangeboten sollten auftretende Fragen systematisch aufgenommen und geklärt werden. Ausbilderinnen und Ausbilder, Auszubildende und Fachkräfte vor Ort müssen auf diese Rolle als Gesprächspartner vorbereitet werden. Sie sollen von ihrer Welt und von ihren eigenen Erfahrungen im Betrieb berichten und die Neugier von Schülerinnen und Schülern bestärken. Um solche Gespräche führen zu können, muss man sich die Attraktivität des betrieblichen (Aus-)Bildungsangebotes erst selbst vor Augen führen.

Kompensation ist unerlässlich

Jugendliche mit Migrationshintergrund, deren Muttersprache nicht die Schulsprache ist und die im Vorschulalter keine Gelegenheit hatten, Deutsch als Zweitsprache zu lernen, sind mit ihren Bildungschancen ganz unverschuldet im Nachteil: Ihre besondere Situation ist bildungspolitisch bis heute völlig unzureichend angegangen worden. Die Lehreraus- und -fortbildung behandelt den Zweitspracherwerb nur am Rande. Die Zeit und das Know-how für Sprachförderung im täglichen Unterricht sind begrenzt. Der Zwang zum vermeintlichen Fortschritt im Unterrichtsstoff

verhindert die systematische Festigung von grundlegenden Bildungsvoraussetzungen. Nur wenn die Förderung von Auszubildenden in der Berufsschule und durch betriebliche Unterstützung deutlich intensiviert wird, können die unfair zugeteilten Leistungsvoraussetzungen kompensiert werden.

Ausbildungsbetriebe, die ungeachtet der systematischen Benachteiligung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund im deutschen Schulsystem bei ihrer Bestenauslese allein auf hohe schulische Leistungen setzen, unterschätzen das betriebliche Bildungspotential, das sich im Rahmen einer Ausbildung gezielt nutzen lässt, um die Schiefelage unfaier Bildungschancen für Jugendliche mit Migrationshintergrund geradezurücken. Es gibt überhaupt keinen Grund, warum Betriebe auf all jene Jugendlichen verzichten sollten, die sich hochmotiviert in einer Ausbildung engagieren werden, wenn sie die Chance dazu bekommen.

Firat – „Mehr eigentlich gar nicht mehr vorbereiten“

6 Fallgeschichten

Firat – „Mehr kann man einen eigentlich gar nicht mehr vorbereiten.“

Firat³⁶ ist 15 Jahre und besucht eine Realschule mit hohem Anteil von Schülerinnen und Schülern mit Migrationshintergrund in Charlottenburg. Vom Angebot des Schnupperpraktikums hat Firat nach dem Unterricht durch seinen Lehrer erfahren,

„dass wir da Erfahrungen sammeln könnten, wie es in der Arbeitswelt ist, wie es da so aussieht im Hintergrund. [...] ich hab gedacht, das ist ganz interessant. Unsere Noten stehen ja sowieso fest. Also, statt dass ich die letzten Wochen gar nichts tue, dass ich lieber 'nen Praktikum mache.“ *„Alles ... was ich jetzt nicht in der Schule mit Spielen verschwende, ist 'ne gewonnene Zeit. Ich lern' was dazu.“*

Dieses Spielen sieht er nicht als richtige Freizeit, man müsse ja kommen, es werde halt nur nichts mehr gelernt. Im Unterschied zum Praktikum sei das Zeitverschwendung, das Praktikum dagegen sei:

„gewonnene Zeit. Ich lern' was dazu.“

Firat beobachtet die schulische, aber auch die betriebliche Lernkultur sehr genau und kritisch. So reflektiert er das schulische Muster der Lernreize von Belohnung und Bestrafung: Angesichts der Herumkasperns und Störens einiger Mitpraktikanten wünscht er sich, dass das Praktikum als „Belohnung“ für Leute angeboten werden müsste, als Belohnung für „verantwortungsvolle Schüler“ und nicht so sehr als Bestrafung. Hier wird sein Rückschluss deutlich: Die Jugendlichen, die sich durch Stören und Herumkaspern auflehnen, scheinen das Praktikum als ungeliebte Pflicht bzw. eben als Strafe zu empfinden. Dann aber fällt ihm auf, dass diese Mitpraktikanten eigentlich äußern, dass sie sich freuen, wegen des Praktikums keine Schule zu haben:

„[F]ür die ist das eher 'ne Erholung.“

Auch im weiteren unterstreicht er sehr stark, dass es an einem selber liege, ob man aus dem Schnupperpraktikum und aus der Berufsorientierung an der Schule etwas ziehen könne. Dennoch werden auch Schwachstellen, sowohl der schulischen wie der betrieblichen Berufsorientierung deutlich.

Die Berufsorientierung erfolgt im Fach ITG, eine Abkürzung, die er nicht übersetzen kann:

„ein Unterrichtsfach, das sich ... manchmal speziell darauf bezieht.“

Hier wird eine Intransparenz, eine zeitliche und inhaltliche Unplanbarkeit der Auseinandersetzung mit der Berufswahl deutlich: „Manchmal“ bekommt man sehr „spezielle“ Informationen zur Berufswahl. Die Lehrerin zeigt Internetseiten und Möglichkeiten der Recherche.

„Und wir haben auch noch so 'nen Unterricht, das heißt BvBO. Dieser Unterricht ist eigentlich nur für diese Berufe.“ 8

Das *Manchmal* und das *Eigentlich* stehen für die Intransparenz der Berufsorientierungsangebote, für die erlebte Zufälligkeit und für die Zweifel, dass wirklich alle Schülerinnen und Schüler von diesem Unterricht profitieren können. Dennoch würdigt Firat ganz explizit die Bemühungen der Schule:

„Also, auf unserer Schule werden wir sehr gut vorbereitet, kann man sagen. Mehr kann man einen eigentlich gar nicht mehr vorbereiten.“

Worauf bezieht sich das letzte *Eigentlich*? Vermutlich darauf, dass die Berufswahl ein sehr individueller Prozess ist, in dem es neben Informationen eben vor allem auch um eine realistische Abwägung der eigenen Entwicklungschancen geht. Hier sind die Familie und der Blick auf die tatsächlichen Arbeitserfahrungen von Freunden und Familienangehörigen wichtiger.

³⁶ Name geändert

„Mehr kann man einen schon gar nicht mehr haben.“

Firat lebt bei seiner Mutter, er hat eine Reihe von jüngeren Halbgeschwistern aus späteren Ehen des Vaters. Alle Halbgeschwister sind in gutem Kontakt zueinander. Als Ältester und schulisch Erfolgreichster, versucht Firat auf das Lernverhalten seiner Geschwister einzuwirken. Besonders einen jüngeren Bruder versucht er zu motivieren, von der Hauptschule wegzukommen:

„damit er einen vernünftigen Beruf bekommen kann. Weil mit dem Abschluss wird er keinen Beruf bekommen.“

Um dieses stigmatisierende Verdikt abzumildern, fügt er vorsichtig ein „Finde ich jedenfalls“ an.

Seine Eltern sind ihm beruflich ein Vorbild: Seine Mutter hat lange Jahre in einem großen Kaufhaus in einer Porzellanabteilung gearbeitet. So eine „Managementaufgabe“ würde ihm als berufliche Tätigkeit gut gefallen. Auch sein Vater war im Kaufhaus tätig, bis er eine besser bezahlte Arbeit bei einer Produktionsfirma für Autozubehör angenommen hat. Firat empfindet, dass er „Glück“ habe, aus einer Familie zu kommen, wo beide Eltern immer gearbeitet haben, als Gegenbeispiel beschreibt er gängige Stereotype über arbeitslose bzw. -scheue türkische Eltern, die ihren Kindern ein schlechtes Beispiel gäben. Aber er betont, dass er sich auch unter schwierigeren Bedingungen einen Job suchen würde.

„Es gibt ja noch viele türkische ... oder ich sag mal jetzt ... es gibt noch viele Ausländer ... ähm mit Migrationshintergrund, die halt von ihren Eltern alles abschauen. Und wenn die Eltern nicht arbeiten, sagen sie sich: ‚Ja klappt doch alles jut. Muss ich auch nicht arbeiten. Warum sollt ich?‘ Dass man sie irgend... dass man ihnen irgendwie zeigt ... ähm ... dass man sie irgendwie da rausholt aus dieser Kette. Weil wenn sie wieder nicht arbeiten, werden die Kinder auch wieder nicht arbeiten. Dass man irgendwie die neue Generation, also die Kleinkinder, nicht so dran gewöhnt, wie die Eltern. Die Eltern ... dass die Fehler nicht von den Eltern auf die Kinder übergehen. Ich hatt ja Glück. Meine Eltern haben gearbeitet und selbst wenn nicht, dann ... wär's mir egal. Ich werd mir 'nen Job suchen.“

Firat registriert die Entwertung der schulischen Bildungstitel, nicht nur des Hauptschulabschlusses, sehr genau. Er nennt als Beispiel, dass selbst für Ausbildungen im Kaufhaus immer häufiger ein Abitur vorausgesetzt wird:

„[J]etzt müssen sich jetzt halt schon die Leute mit dem Gymnasium da anmelden und dann nehmen die natürlich die mit dem Gymnasiumsabschluss als die mit dem Realabschluss. Das ist klar. Deshalb sieht's in der letzten Zeit nicht so gut aus.“

Er hat über die Medien aber auch schon von einer Entspannung des Ausbildungsstellenmarktes, vom Fachkräftemangel ab 2010, gehört:

„Berufe werden knapp und dass die freien Stellen halt frei werden.“

So beschreibt er die eigentlich Hoffnung machende Situation. Seine Grenzen, sich sprachlich gut ausdrücken zu können, dürften für ihn ein zumindest unbewusster Grund zur Beunruhigung sein: Er strebt das Abitur an, aber nicht, um sich im Einzelhandel zu bewerben. Er möchte Pilot werden. Vor allem wegen des guten Verdienstes. Und er weiß, dass er dazu gute Noten in Deutsch, Mathematik und Englisch braucht. Er glaubt, dass man für diesen Beruf etwa sieben Jahre studieren muss.

Hier bietet sich eine zweite Interpretation des letzten *Eigentlich* der ‚guten schulischen Berufsorientierung‘ an: Hat man seinen Berufswunsch schon entdeckt, dann helfen all die Informationen und Fakten nicht dabei weiter, um diesen Weg auch erfolgreich zu gehen. Die Hindernisse liegen woanders: Wie lernt man ausreichend gutes Deutsch, wie kann man in Mathematik und Englisch besser werden? Seine Kritik, dass in den letzten Tagen vor den Schulferien nur gespielt werde, bekommt so noch einmal einen tieferen Sinn.

Schafft man einen Schulabschluss nicht mit guten Noten, dann – daher auch die Würdigung der guten Berufsorientierung an der Schule – drohe der

„Totalcrash, weil man gar keine Ahnung hat, worauf man sich jetzt zubewegt.“

Im weiteren mildert er ab:

„Sonst legt man so ‘nen kleinen Stopp hin, kann man sagen. Also, dass man nach der Schule gar nicht weiß, was man macht. Man hat jetzt seinen Abschluss; schön und gut.“

Damit man weiß, wie es weitergehen kann, sei die Schule mit ihren Informationen und Übungen zum Bewerbungen-Schreiben „auf jeden Fall sinnvoll“.

„Totalcrash“ oder „kleiner Stopp“? Firat sieht sehr genau die Unterschiede, mit denen die Schule, aber auch die verschiedenen Praktika die Schülerinnen und Schüler erreichen. Und er sieht auch die Grenze der Berufsorientierung, die eben nicht so weit geht, das Erreichen des Traumberufes oder eben eine realistische und befriedigende Umorientierung auch tatsächlich zu ermöglichen.

Unter diesem Aspekt betrachtet er auch das Schnupperpraktikum kritisch. Es bereite nur bedingt auf die Arbeitswelt vor. Die Lehrwerkstätten, in denen es stattfindet, seien wohl so eine Art schulischer Ausbildung. Das eintönige Auseinander- und Zusammenbauen der Pumpen sei wohl auch Teil der Ausbildung. Das machten die Auszubildenden hier drei Wochen lang, was nach seinem Zeiterleben sehr lang, ‚ja ein ganzer Monat‘ lang, sei. Da wisse er schon mal, dass er auf sowas Langweiliges keine Lust habe. Der Gesamtzusammenhang sei nicht so richtig deutlich geworden:

„Dass man überhaupt versteht, wofür diese ganzen Pumpen sind. Naja gut, ich weiß es, aber die anderen nicht.“

Es habe einem am Anfang eine „grundsätzliche“ Einführung gefehlt. Er selbst hatte sich vorab über die Wasserwerke im Internet informiert. Wer nicht, dem fehle bis heute, dem dritten Tag des Praktikums, noch immer der

Zusammenhang. In einer kritischen Zuspitzung formuliert er dann aber auch für sich:

„Ich weiß gar nicht, wo das Wasser vom Wasserwerk herkommt, wie es weitergeleitet wird. Bis jetzt weiß ich nichts.“

Firat hätte sich gewünscht, noch intensiver und umfassender hinter die Kulissen der Wasserwerke gucken zu dürfen. Sein Bild von der Arbeitswelt zeigt eindrucksvoll, wie ausgeschlossen Schule und Schülerinnen und Schüler normalerweise von den Arbeitsprozessen in der Stadt sind:

„Meine Erwartungen waren eigentlich, dass ich jetzt ‘ne Tür sehe, ‘ne große, ganz große Tür. Vorne zwei Security-Männer. Dann geh‘ ich rein. Dann seh‘ ich ‘nen großes ... ‘ne große Anlage, wo Wasser gereinigt wird, viele Rohre, wo Wasser durchgeht. Dass wir irgendwie Wasser testen oder so. Dass wir Proben nehmen, ob’s rein ist und so, aber bis jetzt bauen wir nur Maschinen auseinander.“

Er ist neugierig auf die Arbeitswelt und ist mit diesem Anspruch auch an frühere Betriebserkundungen rangegangen, die ihm mit einem Tag (z.B. am *Boys’ and Girls’ Day*) deutlich zu kurz waren. Bei dem Aufwand, sich einen Platz zu suchen, sollten es schon mindestens drei Tage sein, ‚damit man auch was lernt‘, schlägt er vor.

Mit seiner Neugier und Wissbegierde scheint er zuhause in einem herzlichen Umfeld willkommen. So lache seine Mutter zwar, wenn er jede Woche von einem neuen Beruf phantasiere, aber wenn er es wirklich ernst meine, dann spreche sie auch mit ihm über seine Ideen und Wünsche.

Befragt, ob er Diskriminierungen aufgrund seines türkischen Namens erwarte, sagt Firat, dass er von beruflicher Benachteiligung im Fernsehen gehört habe:

„Aber darüber mache ich mir jetzt keine Sorgen.“

Er kritisiert solche Chefs, und spricht ihnen die Kompetenz zur Personalauswahl ab:

Ayla – „vielleicht nächstes Jahr“

„Weil ich glaub', ich würd' genauso gut arbeiten wie jetzt Anne oder Lisa“, fügt aber ein vorsichtiges „weiß nicht“ an.

Fast scheint es, als hätte er Angst, nun mit Anne und Lisa oder dem Chef die Deutschen zu beleidigen, sodass er klarstellt:

„Es ist jetzt auch nicht, dass ich ... ähm ... ich bin nicht irgendwie gegen Deutsche. Ich hab nichts dagegen, weil ich wohn' in Deutschland, ich bin in Deutschland geboren. Meine Mutter ist in Deutschland geboren. Meine Oma ist hier hingewandert im Krieg.“ Es gehe ihm einfach um den Punkt, „wir sind hier geboren. Wir sind sozusagen halb deutsch und dann sollte man uns auch so akzeptieren.“

Firat verweist darauf, wie viele nicht-türkische und auch deutsche Freunde und Freundinnen er habe. Ihn interessiere die Nationalität anderer Menschen nicht. Auch für den Wunsch des Ausbildungsleiters der Wasserwerke, die Jugendlichen sollten während des Schnupperpraktikums ausschließlich deutsch sprechen, hat er volles Verständnis:

„Das fand ich gut. Weil, er kann nur deutsch und er will natürlich auch zuhören, was wir im Unterricht – ich sag' mal im Unterricht – jetzt darüber sprechen.“

Er räumt auch ein, dass seine Mitschüler sich negativ über den Ausbildungsleiter geäußert hätten, und dass er das nicht in Ordnung fände, dass die anderen (aber eben manchmal auch er selbst) in solchen Situationen zu diesem Zweck halt türkisch sprächen. Hier wird sein Zugehörigkeitsgefühl zur Gruppe der Mehrsprachigen deutlich. Das heißt, dass sein Begriff des „Halb-deutsch-Seins“ auch auf eine Besonderheit, auf das halbe Andere, die zusätzliche Sprachkompetenz verweist.

Firat hat einen informierten und realistischen Bezug zum Arbeitsleben: Er berichtet von Verdienstmöglichkeiten, von Leistungsvoraussetzungen und von seiner Entschlossenheit, einen Beruf zu finden, der ihm tagtäglich Spaß machen wird.

Dabei registriert er Zielkonflikte genau: So berichtet er von einer Freundin, die eine Ausbildung im Krankenhaus machen wollte. Ihr Traum, Menschen zu behandeln, wurde aber von der für sie alpträumhaften Ausbildungsaufgabe, ein Kaninchen zu sezieren, konterkariert. Daraufhin habe sie die Ausbildung in der Hälfte der Ausbildungszeit abgebrochen und arbeite nun in einem

„nicht so guten Job in 'ner Bäckerei“,

wo sie ziemlich wenig verdiene.

Auffällig ist, dass er die Problematik des Lernens, die fehlende Unterstützung auf dem Weg zu guten Noten nicht offensiv thematisiert. Es liegt eine gewisse, fast melancholische Schicksalsergebenheit über der klugen Beobachtung seiner persönlichen und allgemein gesellschaftlichen Lage. Dieser Jugendliche ist in der Wirklichkeit der Erwachsenen angekommen, von einem Integrationsdefizit zu sprechen, wäre absurd. Aber die Bildungsbenachteiligung durch die fehlende schulische Kompensation im Bereich der grundlegenden sprachlichen Fähigkeiten ist unüberhörbar.

Ayla – „Vielleicht nächstes Jahr“

Ayla³⁷ ist 14 Jahre und geht in die 8. Klasse einer Gesamtschule in Kreuzberg. Sie hat sich mit zwei Freundinnen zum einwöchigen Schnupperpraktikum in den Berliner Wasserbetrieben angemeldet:

„Bei uns am Tür stand, drei Mädchens werden gesucht für ein Schnupperpraktikum. [...] Und da hätten wir einfach Lust drauf. Lasst einfach hingehen und ma' gucken, was man da ... was man da machen kann. Und sind einfach hierher gekommen.“

Der zufällig entdeckte Aushang und der spontane Entschluss, am Praktikum teilzunehmen, stehen für die positive Seite schulischer Berufsorientierung: Hier werden Gelegenheiten zur Welterkundung geboten, die freiwillig und



37 Name geändert

ohne Druck genutzt werden können. Prinzipiell ist Ayla hochzufrieden mit solchen Angeboten:

„Ja, ich find's sinnvoll. Ich find's voll schön. Eine Woche ... also, wir sehen, wie es ist, wenn wir arbeiten müssten. Finde ich schon ganz schön.“

Im letzten Satz bahnt sich jedoch die Relativierung an: Auf das Schnupperpraktikum bezogen urteilt sie, dass man zwar das frühe Aufstehen kennenlernen würde, aber eben nur das. Inhaltlich ginge das Praktikum an ihren Interessen vorbei, gebe es hier für sie gerade keine Arbeitswelterkundung:

„[W]eil, hier kann man ja nichts ... nur einbauen, ausbauen, die Pumpen. Macht eigentlich keinen Spaß. Das ist nicht mein Ding. [...] Ich dachte, wir hätten mit Wasser viel zu tun. [...] Das würde mich interessieren.“

Aber auch dieses Interesse bezieht sie eher auf ihre konkreten Erwartungen an das Praktikum in den Wasserwerken. Auf ihre berufliche Zukunft bezogen bleibt sie vage und betont:

„Ich weiß nicht, das ist noch zu früh. Aber [...] so, was medizinisch eher.“

Sie sagt nicht, dass sie Ärztin werden will, und damit bleibt das ganze Feld von Arzthelferin bis Ärztin offen. Die schulische Beruorientierung hat für sie die zweifelhafte Note des Bedrängens. Auf die Frage, ob sie sich über konkrete Berufe im Bereich der Medizin schon Gedanken gemacht hat, wird deutlich, dass sie die Aufforderung der Schule, sich mit der Berufswahl auseinanderzusetzen, ambivalent erlebt:

„Ja, ich hab' mir ein bisschen Gedanken gemacht. Sehr wenig aber.“

Und dass die Schule die Berufswahl thematisiert findet sie:

„eigentlich nicht zu früh, weil wir haben ja nur noch zwei Jahre.“

Dennoch relativiert sie für sich ganz persönlich:

„Aber ... mach mir keinen Kopf darüber. [...] Erstmal ... ich weiß nicht, ich hab' ... Ich werd' ja auch Abitur machen. Studieren, dies, das ... wenn ich das schaffe. Also, ist noch zu früh, finde ich.“

Auch andere schulische Angebote der Berufsorientierung sind für sie bisher nicht passend gewesen:

„Ja, Girls' Day. Hab' ich auch mal gehört, aber da bin ich nicht hingegangen. [...] Eins war zu weit, wo wir hingehen mussten. Eigentlich nur ich. Ich weiß nicht, ich habe jetzt einfach keine Lust darauf. Vielleicht nächstes Jahr.“

Das schulische Angebot war wohl mit einer Zuteilung verbunden, sie allein „musste“ weit weg, keine wirklich attraktive Gelegenheit für sie, die Welt zu erkunden.

I Familie und Arbeitswelt

Ayla hat einen älteren Bruder und zwei jüngere Geschwister. Der Bruder ist 17 und geht in die 10. Klasse. Die Gespräche über ihre berufliche Zukunft verlaufen einseitig:

„Ich sag' zurzeit nichts, aber er sagt schon, was er mal werden will [...].“

Befragt, was ihre Eltern von diesem Schnupperpraktikum halten, sagt Ayla, dass ihre Mutter nicht genau verstehe, was ein Praktikum ist, aber ihr Vater habe sie bestärkt:

„Ja, schön, kannst was lernen da. Geh' und guck, mach' schon.“

Die Eltern stünden hinter ihr,

„immer, egal, was ich werde.“

Befragt, was sie mit Arbeit und Beruf verbinde, sagt Ayla:

„Eigentlich nichts so Besonderes. Besser als zuhause zu bleiben und rumzusitzen, soll man arbeiten.“

Dennoch kennt sie Prestigeunterschiede. Über den Beruf ihres Vaters äußert sie sich kritisch:

„Ja, Taxifahrer sind die Leute, die keinen oder nur schwer einen Job finden. Oder die eher was Ruhiges machen wollen. Finde ich, also ...“

Sie selbst habe keine besonderen Wünsche an ihr Berufsleben, aber die Aussicht, auf dem Ausbildungs- oder Arbeitsmarkt als „Ausländerin“ diskriminiert zu werden, ärgert sie:

„Ich find's blöd, um ehrlich zu sein, weil jeder darf arbeiten. Jeder hat das Recht zu arbeiten. Und nur weil wir Ausländer sind, dürfen sie uns eigentlich nicht sowas sagen, finde ich. Eigentlich, ich bin hier auch ..., ich bin hier geboren und fühle mich nicht wie ein Ausländer. Außer, meine Mutter hat einen türkischen Pass, sonst keiner von uns.“

In der Formulierung „um ehrlich zu sein“ drückt sich die Ambivalenz gegenüber der Welt der Erwachsenen aus: Die vonseiten der Schule nahegelegte Auseinandersetzung mit der Berufswahl „weil, wir haben ja nur noch zwei Jahre“ konfrontiert sie einerseits mit der Ungewissheit, ob sie das Abitur überhaupt schaffen kann, andererseits mit der Schwierigkeit, demnächst in eine Arbeitswelt eintreten zu sollen, in der sie als „Ausländerin“ nicht willkommen ist. Dabei fühlt sie sich gar nicht als Ausländerin, diese Identitätszuschreibung erlebt sie jetzt erstmals so negativ in der Auseinandersetzung mit den eigenen beruflichen Perspektiven.

I Schulisch organisierte Berufsorientierung – Druck oder Unterstützung?

„Um ehrlich zu sein“ verweist im Umkehrschluss auf eine andere mögliche Haltung: Ich könnte mir auch weiter etwas vormachen, mich weiter auf meinen Status als junge

Schülerin zurückziehen, für die es noch zu früh ist, sich mit den Realitäten einer womöglich abweisenden Arbeitswelt und dem vielleicht zu schwierigen Weg über das Abitur in ein Studium auseinanderzusetzen.

Den Realitätsschock, der wütend und hilflos zugleich macht, versucht Ayla so gut wie möglich von sich wegzuschieben. Der weitere Schulbesuch bis zum Abitur erscheint als ein Ausweg, die Schule baut allerdings einen von Ayla zumindest unterschwellig empfundenen Druck auf, genauer hinzuschauen. – Da die schulischen Angebote zur Berufsorientierung bislang wenn überhaupt dann eher zufällig ihre Erkundungsbedürfnisse getroffen haben, und da für die Verarbeitung ihrer Erlebnisse wenig Gespräche zustande kamen, fehlt Ayla für eine realistische und optimistische berufliche Orientierung die Unterstützung.

Das als ambivalent empfundene schulische Drängen auf berufsbezogene Interessensklärung und baldige Berufswahl steht in einem bemerkenswerten Kontrast zu dem positiven Erleben der Schülerin, das durch das Schnupperpraktikum bei aller Kritik ganz offensichtlich ermöglicht wurde. So berichtet Ayla geradezu begeistert vom dritten Praktikumstag:

„Heute hat's mir Spaß gemacht. [...] heute hat's sehr Spaß gemacht, finde ich. Ja. Ich hab' ja, weil ... man hat ja ... Also, ich hab' heute ja auch alleine gearbeitet. Das macht auch mehr Spaß, wenn man alleine arbeitet. Aber hab's ja auch ... ein paar Sachen nicht hingekriegt, weil's kaputt war, haben sie [die anleitenden Auszubildenden] nicht aufgekriegt, aber war schon schön, alleine zu arbeiten. Heute hat's mir Spaß gemacht.“

Das Potential des betrieblichen Lernortes, eine Selbsterprobung und Selbsterfahrung in einer praktischen Tätigkeit zu ermöglichen, wird hier überdeutlich. Die Selbsterprobung erweist sich als hochindividueller Prozess. Es geht um den Stolz und die Befriedigung, etwas alleine hinzukriegen oder es zumindest versucht zu haben. Auch in diesem Kontext bezeichnet die Chiffre „Spaß“ keine fehlende Anstrengungsbereitschaft, sondern gerade umgekehrt die

Mehmet – „Sagte, wäre 'ne ideale Ausbildung für mich“

Bereitschaft, sich intensiv auf praktische Tätigkeiten und die damit verbundene Selbsterfahrung einzulassen.

Mehmet – „Sagte, wäre 'ne ideale Ausbildung für mich“

Mehmet³⁸ ist 15 Jahre und besucht die 8. Klasse einer Gesamtschule in Kreuzberg. Er spricht sehr engagiert und offen über seine bisherigen Überlegungen zur Berufswahl und über seine Erfahrungen mit betrieblichen Praktika. Im Vergleich zum Schnupperpraktikum, wo er eher mürisch wirkte, zeigt sich im intensiven Einzelgespräch, wie aufmerksam er teilgenommen hat und wie motiviert er die Chance zur Berufserkundung durch Mitarbeit und Befragung der Auszubildenden genutzt hat. Er hat sogar die Hoffnung, hier vielleicht seinen zukünftigen Beruf zu finden:

„Also, vielleicht isses auch mein Beruf hier sozusagen.“

Von dieser hohen inneren Anteilnahme hat ein Teil der Ausbilder offensichtlich nichts bemerkt. Im Gegenteil, ein Ausbilder hat ihm ganz direkt zurückgemeldet, dass er mit seiner unmotivierten Haltung keine Chance auf einen Ausbildungsplatz habe. Er reagiert nicht explizit auf diese Ablehnung. Aber viele seiner Äußerungen und Überlegungen zur Berufswahl zeigen, dass er hart darum ringt, einen optimistischen Blick auf seine eigene Zukunft zu behalten.

I Familie und der Wunsch, es soll „gut ausgehen“ für ihn

Mehmet's Eltern sind Ende der 80er Jahre relativ jung aus der Türkei nach Berlin gekommen. Seine Mutter hat hier nach dem Schulbesuch der 10. Klasse und einem Deutschkurs noch eine Ausbildung zur „Näherin“ gemacht, ist dann aber nach drei Jahren in eine Arbeit als Briefsortiererin gewechselt.

Mehmet lebt zusammen mit seinen Eltern und seinem 22-Jährigen Bruder, mit dem er sich ein Zimmer teilt, in Kreuzberg. Der Vater arbeitet als Hausmeisterhelfer, die Eltern sind viel außer Haus.

„Also, meine Eltern arbeiten schon von 8 Uhr früh bis 6 Uhr abends. Danach geht mein Vater vielleicht zur Kneipe oder vielleicht auch raus mit Freunden und mein Mutter geht zu den Nachbarn und sitzt dort eben. Also sie sind praktisch fast nie zuhause.“

Für Mehmet ist sein älterer Bruder ein Vorbild. Dieser hat nach seinem Hauptschulabschluss und dem Wehrdienst bei der deutschen Bundeswehr eine Ausbildung zum Trockenbauer begonnen. Er erzählt Mehmet von seiner Arbeit, zeigt ihm Skizzen und Aufgaben aus der Berufsschule.

„Trockenbau kenn' ich mich gut aus. Und des war mal 'ne Beruf von meine Bruder. Hat mir alles erklärt. Sagte, wäre 'ne ideale Ausbildung für mich.“

Aber nicht nur der Bruder, die ganze Familie nimmt Anteil an seinen Bemühungen, für sich einen passenden Ausbildungsberuf zu finden:

„Also, ich hab mich dafür [für die Teilnahme am Schnupperpraktikum] entschieden. Ich hab' mich auch interessiert dafür, weil ... ich hab auch meinen Bruder gefragt: ‚Soll ich...‘, ob ich das machen soll. Mein Bruder meint: ‚Ja, wenn du das richtig machen willst, dann geh halt eben.‘ Und hab' meim Mutter und meim Vater erzählt, dass ich vielleicht mich interessieren könnte und mehr Spaß ... mehr Erfahrung sammeln könnte. Haben die dann mit uns geredet. Alle vier. Ja. Mein Mutter meinte: ‚Wenn's da irgendwas mit Trockenbauen sein sollte, dann geh halt eben.‘ Dann bin ich hergekommen. Da is schon was dran. Also, so Steine transportieren is' schon wie Motorn auseinanderbauen.“

Trotzdem legt Mehmet sich noch nicht fest. Er nennt neben den industriellen Berufsausbildungen bei den Berliner Wasserbetrieben und dem Trockenbauer noch Kassierer,

³⁸ Name geändert

KFZ-Mechaniker, Arzt und „Gymnastiker“ als interessante Berufe und meint schließlich:

„Alle Berufe find' ich interessant.“

Arzthelferin und Krankenschwester kennt er als typische Frauenberufe von einer Cousine. Berufe, die er dennoch auch für sich nicht ausschließt:

„[und] wenn's schon Frauenberufe sind, würd' ich trotzdem machen.“

Er hofft, eine Ausbildungsstelle in Kreuzberg zu finden. Lange und komplizierte Anfahrtswege schrecken ihn ab. Er sagt verhalten optimistisch:

„In Kreuzberg gibt's schon viele Straßen. Da find' ich schon eins.“

Weil er in Kreuzberg gekannt wird, hofft er auch, einen Platz für das dreiwöchige Praktikum in der 9. Klasse zu finden, aus dem dann auch eine Übernahme in Ausbildung entstehen könnte. Befragt, ob er schon etwas von diesem Praktikum weiß, führt er aus:

„Ich glaub', das wird aussehn, da schnuppern wir nicht rein, sondern arbeiten wirklich sehr hart dafür und diese drei Wochen werden bestimmt ... gut ausgehen für mich, weil in meiner Gegend so alle mich kennen. Da kann ich so 'ne Ausbildung aussuchen und kann mir das ansehen wie's so ist.“

I Berufsorientierung

Die explizit geäußerte Vermutung, es werde für ihn „bestimmt gut ausgehen“, kann man auch umgekehrt als Ausdruck großer Sorge, es könnte vielleicht doch schlecht für ihn ausgehen, lesen. So erklären sich auch seine fast übereifrige Auseinandersetzung mit den schulischen Angeboten zur Berufsorientierung und die intensive innere Auseinandersetzung mit einer Vielfalt von Berufen und beruflichen Entwicklungswegen.

Schon in der Woche vor dem Schnupperpraktikum hatte er an einer einwöchigen Berufsfelderkundung in einem beruflichen Bildungszentrum teilgenommen. Mit 30 Mitschülerinnen und Mitschülern wurden sie dort auf verschiedene Praxisgebiete verteilt. Er hat sich für Handel, Metall und Büro entschieden. Im Bereich Handel habe er gelernt, mit der Kasse umzugehen, sodass er sich vornimmt, das nächste Betriebspraktikum vielleicht im Handel zu machen. Hier wird deutlich, wie sehr die praktische Selbsterprobung, das Erleben: Ich kann etwas, ich habe etwas verstanden! hilft, sich weitere Erkundungen der Arbeitswelt, fast schon ein wirkliches Bestehen in der Arbeitswelt zuzutrauen.

„Letzte Woche hab ich Büro und Handel gemacht. Da hab ich auch gelernt, wie man handelt, also mit Kassieren und wie man mit Verkaufsgesprächen umgeht. Also, hab' ich schon Erfahrungen dort gesammelt und weiß, wie es geht.“

Am *Boys' and Girls' Day* konnte er entgegen seinen Plänen nur deshalb nicht teilnehmen, weil seine Mutter erkrankte.

Er hat auch schon einmal in den Osterferien täglich fünf Stunden Flyer verteilt und das Geld seinen Eltern als Unterstützung gegeben. Auch das Geld, das er in einer Ausbildung verdienen würde, will er seinen Eltern geben, dabei unterschätzt er die Verdienstmöglichkeiten in Ausbildung und Beruf.

„Erste Ausbildungsjahr kriegt man entweder 200 oder 100. Weiß ich nicht so genau. Bei den zweiten zwischen 200 und 300 und in der Bil... dritte Ausbildungsjahr kriegt man 325 und höher.“ [...] – Interviewer: „Und was würden Sie später gerne mal verdienen, zum Beispiel im Beruf? Haben Sie da 'ne Idee?“ – „Im Beruf würd' ich schon 400 machen und vielleicht auch höher.“

Hier zeigen sich Grenzen seines ökonomischen und lebenspraktischen Wissens. Die schulische Berufsorientierung hat offenkundig kein klares Bild von Ausbildungsvergütungen und Tariflöhnen gezeichnet und damit eine zentrale Dimension der Berufswahl im Dunkeln gelassen.

I Zukunftsängste

Mehmet's berufliche Zukunftserwartungen sind von Ängsten überschattet, von der Angst, den mittleren Schulabschluss nicht zu schaffen,

„Paar Schüler von der [Schule] in der 10. Klasse kenn' ich 'nen paar Leuten, die haben 'nen bisschen Angst vor der MSA[-Prüfung], dass sie's nich' schaffen können.“

von der Angst, keine Stelle zu finden,

„Sie [ältere Freunde] sind jetzt seit zwei Jahren fertig, aber sie haben immer noch keinen Beruf.“

von der Angst, arbeitslos zu werden,

„[M]ein Vater hat eben zwei, drei Jahre nicht gearbeitet. Des kann ich noch gut erinnern. [...] Ja, in meine Erinnerung hab' ich noch Angst.“

Seine Ängste gründen auf den konkreten Erfahrungen seiner Familienangehörigen und Freunde. Trotzdem hofft er, dass es für ihn besser laufen wird. Seine hohe Bereitschaft, sich mit fast jedem von ihm angedachten Beruf zu arrangieren, erklärt sich wahrscheinlich gerade aus diesen Erfahrungen seiner Familie und Freunde auf dem Arbeitsmarkt.

Teilweise führen die von ihm beobachteten Probleme auch zu ungewöhnlichen Schlussfolgerungen über die Chancenverteilung beim Berufseinstieg. Während ihm die Bedeutung des mittleren Schulabschlusses als höherwertig gegenüber dem Hauptschulabschluss klar ist, geht er davon aus, dass ein abgeschlossenes Studium die Chancen beim Berufseinstieg eher schmälert.

„Haben auch 'nen paar [Bekannte] Universitäten gegang, aber finden keinen Beruf. Und sie wissen nicht mehr, was sie machen sollen. Gehen in Arbeitsamt und suchen dort eine oder ... sie bleiben einfach zuhause.“

Ob er nach Ende der 10. Klasse und einem erfolgreich bestandenen mittleren Schulabschluss weiter die Schule besuchen wird oder ob er eine Ausbildung absolvieren wird, macht Mehmet allein von den Testergebnissen der Prüfungen für den MSA abhängig.

„Wenn ich eine gymnasiale ... Abschluss habe, gehe ich in Abitur, aber wenn ich nich' schaffe, dann geh' ich in 'ne Ausbildung.“

I Identität und Adoleszenz

Mehmet betont mit der Formulierung „wenn ich groß bin“ mehrfach die Distanz zwischen seiner jetzigen Situation und dem Zeitpunkt der Berufswahl.

Für den Übergang in die Erwachsenenwelt orientiert er sich an seinem Bruder. Wie dieser möchte er den Wehrdienst ableisten. Darin sieht er eine besondere Bedeutung für seine nationale Zugehörigkeit.

„Ja, ich fühl' mich halb türkisch, halb deutsch. Aber wenn ich groß bin, dann wird ich ganz Deutscher sein.“ – Interviewer: „Und was heißt das: ganz Deutscher sein?“ – „Also ... ich hab' 'nen deutschen Pass. Ich geh' hier in Armee sechs Monate und dann will ich halt hier leben und nicht in die Türkei wieder hingehen.“

Die Schule spielt in diesem Prozess der Identitätssuche eine marginale Rolle. Er charakterisiert die Schule als Ort des Lernens im Gegensatz zur Arbeitswelt, in der man sich durch Anstrengung behaupten kann und muss.

Die Selektion durch die Schulabschlussprüfung hat er fest im Blick. Er hat darüber bereits mit seinen Lehrern gesprochen und will in Zukunft regelmäßiger seine Hausaufgaben machen, um den mittleren Schulabschluss zu schaffen. Anhand der im Interview offenkundigen Sprachprobleme im Deutschen scheint seine Sorge, den MSA nicht zu schaffen, berechtigt. Zuhause spricht er hauptsächlich türkisch. Er selbst thematisiert seine Sprach- und Verständnisschwie-

– „Aber mit meinen Freundinnen würd' ich machen.“

rigkeiten nur indirekt, indem er aus seinem Freundeskreis berichtet, dass sie dort hauptsächlich deutsch sprechen.

„Also, 'nen paar sind auch Türke, aber die wollen ihren Deutsch verbessern, weil die können nich' so gut.“

I Schnupperpraktikum

Das Schnupperpraktikum wurde in Mehrets Klasse von seiner Berufsorientierungslehrerin angekündigt. Nach seiner Erinnerung gab es reges Interesse. Als würde er von einer Ausnahmesituation sprechen, beschreibt er:

„[...] aber als sie das Praktikum angekündigt, da waren schon alle leise, haben alle zugehört aber [...] paar einigen haben ... wussten nicht, wo wir uns treffen und wie das geregelt wird.“

Er gehört mit zwei anderen zu den wenigen, die schließlich den Weg ins Schnupperpraktikum finden. Seine Rückmeldung ist sehr positiv:

„Also, bisher läuft's ganz gut. Ich lerne die Arbeiten kennen und ... lerne 'nen bisschen mehr dazu und mir gefällt's hier. Ja. [...] Also ja handwerkliche Arbeiten und ... Motorarbeiten. Ja, dis hab' ich gelernt und dis gefällt mir auch hier.“

Während der Feedback-Runden mit allen Praktikantinnen und Praktikanten passt er sich aber an die allgemein geäußerten negativen Einschätzungen, dass zu viele eintönige praktische Übungen und zu wenig Informationen über den Zusammenhang mit der Wasseraufbereitung in Berlin gebe, an.

Bei den Auszubildenden informiert er sich direkt über die Vor- und Nachteile der Ausbildung. Er beurteilt die dort angebotenen Ausbildungen als interessant, aber letztlich überwiegt das Gefühl der Machbarkeit bezogen auf die Ausbildung im Trockenbau durch die Informationen des Bruders:

„Also, vielleicht ... ich mach' vielleicht eine Ausbildung bei Trockenbau. Wird ich mal versuchen. Wenn's ... wenn's nich' gefällt, dann komm ich halt wieder hierher [zu den Berliner Wasserbetrieben], weil's mir Spaß macht hier.“

Gün – „Aber mit meinen Freundinnen würd' ich dis machen.“

Gün³⁹ ist 14 Jahre und besucht die 8. Klasse einer Gesamtschule mit gymnasialer Oberstufe in Berlin-Kreuzberg. Sie spricht lebhaft, wirkt offen und selbstbewusst. Sie lebt bei ihren türkischstämmigen Eltern zusammen mit ihrem ältesten Bruder, der älteren Schwester und einem jüngeren Bruder. Ihr Leben spielt sich fast ausschließlich in ihrem Kiez in Kreuzberg ab. Das hat sie aber nicht abgehalten, sich zusammen mit zwei Freundinnen zur Teilnahme am einwöchigen Schnupperpraktikum bei den Berliner Wasserbetrieben anzumelden. Für die Anfahrt mit dem Bus braucht sie eine Stunde.

I Schnupperpraktikum

Vom Schnupperpraktikum in den Wasserbetrieben verspricht sich Gün in erster Linie eine Abwechslung vom Schulalltag, den sie mit „nur sitzen und zuhören“ beschreibt. Sie hat sich im Vorfeld keine klare Vorstellung vom Ablauf des Praktikums gemacht. Trotzdem überrascht es sie – wie die übrigen Praktikantinnen und Praktikanten auch –, dass es keinen direkteren Kontakt mit Wasser gibt.

„Ja, ich dachte, dass wir was über Wasser machen so. Nicht, das jetzt über Elektronen oder aufbauen, aufschrauben, so was. Das dachte ich gar nicht.“

In den ersten Tagen werden Pumpen und Motoren in Kleingruppen auseinander- und zusammengebaut. Der innere Zusammenhang dieser Tätigkeiten mit den Abläufen



³⁹ Name geändert

in einem Wasserwerk ist ihr nicht ganz klar. Sie versucht kurz, den Zusammenhang herzustellen, gibt aber rasch auf:

„Ich glaub, ohne diese Pumpen wird dis nich' mit im ... ähm Waschbecken geleitet, oder? Keine Ahnung.“

Gün nimmt die Arbeitsaufgaben im Praktikum wie schulische Aufgaben hin: als nicht weiter hinterfragenswert, von außen vorgegeben.

Den Zusatz „keine Ahnung“ verwendet Gün sehr häufig. Sie drückt damit eine fast trotzig anmutende Distanzierung von den eigenen Verstehensbemühungen aus, nach dem Motto: ich stehe dazu, dass ich hier gerade nichts verstehe und es macht mir auch nichts aus, das zuzugeben.

Gün sieht das Praktikum als eine positive Erfahrung, würde es aber eigentlich nur Mitschülerinnen und Mitschülern weiterempfehlen, die sich für handwerklich-technische Berufe interessieren. Sie selbst interessiert sich nicht für solche Berufe, sondern eher prinzipiell dafür, in einem betrieblichen Praktikum etwas Neues zu erleben.

So erzählt sie über das gute Verhältnis zu den betreuenden Auszubildenden:

„Wir [Gün und ihre beiden Schulfreundinnen] haben ja auch eine Gang [lacht] hier mit denen gegründet. Also, die sind korrekt, ja. [...] Also, wir arbeiten ja immer mit denen dann. Also mit denen macht's mehr Spaß. Mit denen kann man sich noch unterhalten dabei. [...] Ich hab die gefragt, ob die auch sowas [Motoren auseinanderbauen] machen? Die meinten: ‚Ja, am Anfang haben wir das auch gemacht. Das ist sehr wichtig für uns.‘ Das müssen die auch üben. Und manchmal sind die auch nicht da. Die machen irgendwo anders. Keine Ahnung.“
[...] – Interviewer: „Sind hier auch Frauen?“ – „Ja, aber die sind voll eingebildet. [...] Die sind nicht so wie die anderen, wie die Männern da.“

Von den weiblichen Auszubildenden fühlten sich Gün und ihre beiden Freundinnen kritisch beäugt und auf die Rolle

der albern flirtenden Mädchen reduziert. Die „Gang-Gründung“ mit den männlichen Auszubildenden signalisiert, dass sie sich von diesen stärker ernstgenommen und akzeptiert fühlten.

Das Verhältnis zu den männlichen Mitpraktikanten ist ambivalent. Trotz verbaler Belästigungen mag sie sich nicht eindeutig von den gleichaltrigen Schülern distanzieren.

„Also, die ärgern uns die ganze Zeit. Also das stresst auch langsam. Ja, wir verstehen uns eigentlich gut, aber einerseits nerven die immer.“

Die drei Freundinnen haben sich gemeinsam für eine Teilnahme am Schnupperpraktikum entschieden und durften nach anfänglicher Aufteilung der Mädchen auf verschiedene Gruppen erst dann eine eigene Arbeitsgruppe bilden, als den Ausbildern auffiel, dass die Mädchen bei den praktischen Arbeiten von den Jungen beiseite gedrängt und ausgeschlossen wurden.

Die Bedeutung der Freundinnen beim Erproben neuer Möglichkeiten ist hoch. So hätte Gün sich nicht allein zu dem Praktikum gemeldet, auch weitere Aktivitäten der Berufsorientierung – wie eine Teilnahme am *Girls' Day* 2011 – plant sie gemeinsam mit ihren Freundinnen. Auf die Frage, ob sie anderen Mädchen die Teilnahme am Schnupperpraktikum empfehlen würde:

„Also, wenn ich die einzige wäre, dann nicht. Aber mit meinen Freundinnen würd' ich dis machen.“

Dennoch betont Gün auch ihre Autonomie gegenüber den Freundinnen. Sie betont, dass sie ihre Entscheidung letztlich selbst und eigenverantwortlich getroffen hat:

„Also, meine Freundin hat mich eingetragen. Also daher ... na hier, also, die haben mich eingetragen eigentlich. Aber ich wollte auch. Ich wollt's mal ausprobieren wie's so is'.“

I Ein gutes Praktikum muss ansprechend und motivierend sein

Zur Beurteilung des Praktikums verwendet Gün – wie die übrigen Praktikantinnen und Praktikanten auch – hauptsächlich die Kategorie ‚Spaß‘. Dies führt bei Erwachsenen teilweise zu Irritationen, da den Jugendlichen unterstellt wird, dass sie den notwendigen Ernst für die Arbeitswelt nicht aufbrächten.

Spaß ist aber kein einfaches Synonym für eine anstrengungslose Vergnügung. Gün bezeichnet damit eine als ansprechend und motivierend empfundene Tätigkeit. Das Gegenkonzept dazu ist Langeweile und Monotonie. Um Langeweile, auch im Praktikum, zu vertreiben, verlagern die Jugendlichen ihre Aufmerksamkeit von der konkreten Aufgabe auf die Interaktion mit der Gruppe, sodass es in der Werkstatt unruhiger wird.

I Das Nebeneinander von eigenen Plänen und schulischer Berufsorientierung

Durch die Lebendigkeit des sozialen Austausches und die neuen sozialen Erfahrungen macht Gün das Schnupperpraktikum durchaus Spaß, aber sie hat nicht vor, eine Ausbildung in einem technischen Beruf zu machen. Nicht nur, weil „dis eher so Männersache“ ist, sondern auch, weil sie schon einen anderen Plan verfolgt. Sie möchte nach dem mittleren Schulabschluss gern ihr Abitur auf der Gemeinschaftsschule machen und danach Schauspielerin werden. Dieser Wunsch basiert auf ihren Erfahrungen mit dem Theaterspiel im Nachmittagshort:

„Ja, ich hab mal ‘nen paar Theaterstücken gemacht. Und die wussten ja ... ähm ... dass ich’s mag zu spielen und die haben mich immer gerufen. Haben wir immer Theaterstücken gemacht.“

Bei der Erkundung der Möglichkeiten zur Realisierung dieses Wunsches steht sie allerdings relativ allein da. Ihr Vater akzeptiert zwar ihren Berufswunsch, legt ihr aber dennoch eine Ausbildung in einer Behörde als Alternative

nahe. Der Versuch, das Betriebspraktikum in der 8. Klasse bei einem Theater zu absolvieren, scheiterte.

„Ja, weil ... ich hab’ keins gefunden, ehrlich zu sagen ... über Schauspielerin.“ – Interviewer: „Also, du hast geguckt und hast da nichts gefunden?“ – *„Ja, ich hab’ erstmal meine Lehrerin gefragt. Die meinte, das ist ganz weit weg. Dann hab ich’s sein lassen.“* – Interviewer: „Wo wär’ das denn gewesen?“ – *„Keine Ahnung. Aber nicht in Kreuzberg und nicht in Berlin. Also, ich weiß es nicht. Also bestimmt nicht in Kreuzberg.“*

Da sie derzeit keine Möglichkeit sieht, ihren Berufswunsch zu verfolgen, stellt sie ihn erstmal hinten an und nimmt an den vorgesehenen schulischen Maßnahmen der Berufsorientierung teil. In diesem Kontext wird sie auch das nächste Betriebspraktikum in einer Kindertagesstätte statt im Theater machen:

„Ich mag kleine Kinder und ich wollt’s mal ausprobieren, wie das so is’, den ganzen Tag mit denen zu verbringen.“

Die schulische Berufsorientierung nimmt sie als eine von außen an sie herangetragene Aufgabe wahr. Da sie nach der 10. Klasse weiter die Schule besuchen möchte, erscheinen ihr die Berufswahl und der Zwang zur Entscheidung als noch weit entfernt. Dennoch nutzt sie die Praktika zur Erkundung der Arbeitswelt und freut sich über die Abwechslung vom Schulalltag.

I Praxisklassen als Stigma – Frühes Arbeiten als Stigma?

Arbeit neben der Schule kennt sie nur aus dem stigmatisierenden Kontext des Projekts Praxisklasse für Schülerinnen und Schüler, deren Schulabschluss akut gefährdet ist. Entsprechend erleichtert und etwas brüsk verneint sie die Frage, ob sie sich vorstellen könnte, neben der Schule noch zu arbeiten: „Nein, ich hab’s gar nicht nötig!“ und erläutert die Situation derjenigen, die in eine Praxisklasse müssen:

„Wenn der Lehrer sagt: ‚Du bist schlecht. Du hast fünf Fünfen‘ oder so, ‚Du bleibst sitzen‘, also geht sie Praxis-klasse.“

Eine Freundin von Gün besucht eine solche Praxisklasse, in der zwei normale Schultage jeweils mit drei Tagen praktischer Arbeit in einem Betrieb oder in einer außerschulischen Praxiswerkstatt verbunden werden. Diese Freundin arbeitet zusätzlich am Wochenende bei einem Friseur.

Da Gün selbst nicht zu den „schlechten“ Schülerinnen und Schülern gehöre, brauche sie keiner praktischen Arbeit nachzugehen. Den Zusammenhang zwischen einer Nebentätigkeit und zusätzlichem Taschengeld thematisiert sie nicht. Sie erwähnt das Geldverdienen weder bezogen auf ihre eigene Lebensplanung noch im Kontext ihrer berufstätigen Mutter und Schwester oder ihres arbeitslosen Vaters.

I Arbeit und Arbeitslosigkeit in der Familie – eine Welt, die immer „etwas schwierig“ ist

Gün ist das dritte von vier Kindern, die alle noch bei ihren Eltern leben. Der Vater ist arbeitslos und nimmt derzeit an einer Maßnahme des „Arbeitsamtes“ teil. Die Mutter arbeitet nachmittags als Putzfrau in einer Schule. Die ältere Schwester arbeitet nach einer abgeschlossenen Ausbildung als Friseurin. Der älteste Bruder befindet sich noch in einer Ausbildung. Ob diese an einer Universität oder an einer Fachschule stattfindet und für welchen Beruf er sich ausbilden lässt, weiß Gün nicht.

Sie erzählt, dass sie mit ihrem Vater über ihre Berufsplanung spricht, aber sie bezieht die familiären Wissensbestände über das Arbeitsleben nicht in erkennbarer Weise in ihre eigene Berufsorientierung ein. Es fällt Gün schwer, die Arbeitslosigkeit des Vaters direkt auszusprechen, sie erinnert sich lieber daran, wie ihr Vater seiner Familie stolz zeigt, wo er früher, vor der Betriebsverlegung durch den Arbeitgeber, gearbeitet hat.

„Er [der Vater] hat uns erzählt, dass er vieles gemacht hat, aber danach sind die umgezogen, also diese Firma. [...] Also, ab da arbeitet er also ... mhm ... ja. Also wenn wir auch vor der Firma vorbeifahren, zeigt er uns ...“

Auf die Frage, ob es schwierig zuhause sei, wenn der Vater nicht arbeite, antwortet Gün:

„Eigentlich nicht. Es stört mich gar nicht ... oder uns.“

Dennoch macht sie sich Gedanken über ihre Rolle als Tochter in dieser Situation. So, wie der Vater ihren Wunsch, Schauspielerin zu werden, respektiert, betont sie umgekehrt auch seine Autonomie:

„Also, wenn er's machen würde [sich Arbeit suchen], wäre es eigentlich okay. Besser sogar. Is' sein Ding. Ich kann ja jetzt nicht sagen: ‚Papa, geh mal jetzt arbeiten.‘ [lacht] Also, ja, vielleicht ihm Tipps mal vielleicht geben, aber, keine Ahnung.“ – Interviewer: „Was für Tipps?“ – „Dass er mal arbeiten geht zum Beispiel oder dass er ... ich hab ihm mal gesagt, dass er mal Taxi fahren soll oder bei denen arbeiten soll. Er meinte: ‚OK‘. Vielleicht macht er das ja auch. Also nicht, dass er nicht arbeitet.“

Gün erwartet nicht, dass ihr im späteren Berufsleben der Erfolg einfach zufällt. Sie geht davon aus, dass Anstrengungen notwendig sind.

Interviewer: „Du sagst, du würdest gerne Schauspielerin werden. Glaubst du, das ist einfach, also dass du das einfach schaffst?“ – „Ich glaub' nicht. Das wird schon anstrengend. Ja, aber bei jedem Beruf ist es ja so, dass es etwas schwierig ist.“

Zugleich folgert sie aus dem Vergleich ihrer Freundin aus der Praxisklasse mit ihrer Schwester, die beide beim Friseur arbeiten, dass jede Arbeit durch Gewöhnung zunehmend leichter fällt.

„Ja, aber sie [die Schwester] ist halt daran gewöhnt. Sie macht es ... meine Freundin macht das ja zum ersten Mal jetzt. Also, meine Schwester hat ja drei Jahre gemacht.“

Die Zuversicht, dass Gewöhnung helfen wird, um Anforderungen zu bewältigen, hat einen fatalistischen Unterton. Eine genaue, realistische Analyse unterschiedlicher beruflicher Anforderungen bleibt aus: In jedem Beruf sei es ja so, dass es „etwas schwierig“ ist. Ganz analog kommentiert sie auch ihre eigenen schulischen Leistungen undifferenziert. Befragt, ob sie selbst gute Noten habe, bleibt sie einsilbig:

„Ja, geht. Is' ok.“

I Sprache? – „Gemischt!“

Güns Leben spielt sich in Kreuzberg ab. Diese starke lokale Verortung prägt auch ihr Selbstbild, denn in Kreuzberg ist sie eine ganz normale Stadtbewohnerin, keine Angehörige einer Minderheit. Die Diskriminierung von türkischen Einwanderern thematisiert sie von sich aus nicht. Sie definiert sich weder über die Herkunft ihrer Familie noch über ihre Religion. So ist ihr beim Schnupperpraktikum die spezielle Ansprache als Jugendliche mit Migrationshintergrund gar nicht aufgefallen. Warum auch? Sie gehört in ihrer Schule zur Mehrheit und die Vielfalt in ihrer Umgebung nimmt sie als gegeben und begegnet ihr mit hoher Toleranz.

Interviewer: „... deine Eltern, sind die direkt nach Deutschland gekommen oder deine Großeltern schon?“ – „Dis weiß ich nicht. Hab' ich nicht gefragt.“

Für sie ist es selbstverständlich, dass sie mit ihren Freundinnen, die, anders als sie selbst, ein Kopftuch tragen, genauso gut klarzukommt wie mit Mädchen ohne Kopftuch.

„Also ... ähm ... wir glauben jetzt alle an Gott. Aber ... die sind Sunnite und wir sind Alvite. Also, die tragen Kopftuch. Wir nicht, aber wir können das auch. Also, das ist jetzt unterschiedlich. Die gehen zur Moschee. Wir gehen irgendwo anders hin. So.“

Sie betrachtet die Entscheidung für oder gegen das Kopftuch als rein persönliche Angelegenheit, die jede von ihrem eigenen religiösen Verständnis ableiten müsse. Sie hat sich ohne besonderen Begründungsaufwand gegen das Kopftuch entschieden. Aber sie hat auch eine Cousine, die in einer anderen Großstadt studiert, und mit großem Widerwillen auf Frauen mit Kopftuch reagiert; eine Intoleranz, die Gün überhaupt nicht nachvollziehen kann.

Persönliche Diskriminierung hat Gün noch nicht erfahren. Aber sie schätzt die Chancen auf dem Arbeitsmarkt für Bewerberinnen mit Kopftuch schlechter ein.

Zweisprachigkeit bzw. Gemischtsprachigkeit sind für sie eine alltägliche Normalität. Die Nachfrage, wie sie und ihre Freundinnen denn in gemischten, türkisch-deutschen Gruppen spreche, verwundert sie, sodass sie sehr bestimmt klarstellt:

„Also, wenn 'ne Deutsche da ist, dann reden wir nur deutsch. Also, wir reden so, dass wir uns verstehen.“

In ihrem Deutsch gibt es viele verfestigte Fehler, die ihr selbst vermutlich nicht bewusst sind. Die Aufforderung, im Schnupperpraktikum nur deutsch zu sprechen, erkennt sie als legitim an, sie verweist aber erklärend darauf, dass die Schülerinnen und Schüler nicht absichtlich die Sprache wechseln.

„Also ... er [der Ausbildungsleiter] hat ja recht. Was soll ich jetzt dazu sagen, sie sind ja auch ... dann denken die ja falsch ... die denken dann, dass wir darüber lästern oder so. Das find' ich schon richtig, das alles zu verstehen. Also, er hat schon recht. – [lange Pause] – Aber es kommt ja automatisch, wenn man türkisch redet.“

7 Literatur

- I **Albert, Mathias/Hurrelmann, Klaus/Quenzel, Gudrun/TNS Infratest Sozialforschung** (2010): Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich. 16. Shell-Jugendstudie. Frankfurt am Main
- I **Baethge, Martin u.a.** (1988): Jugend: Arbeit und Identität. Lebensperspektiven und Interessenorientierungen von Jugendlichen. Opladen
- I **Baethge, Martin; Baethge-Kinsky, Volker** (2002): Arbeit – die zweite Chance. Zum Verhältnis von Arbeitserfahrungen und lebenslangem Lernen. In: Arbeitsgemeinschaft Qualifikations-Entwicklungs-Management (Hrsg.): Jahrbuch Kompetenzentwicklung 2002. Münster, 137-149
- I **BIBB – Bundesinstitut für Berufsbildung** (2010): Datenreport zum Berufsbildungsbericht 2010. Bonn
- I **BMBF – Bundesministerium für Bildung und Forschung** (2010a): Berufsbildungsbericht 2010. Berlin
- I **BMBF – Bundesministerium für Bildung und Forschung** (2010b): Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2009. 19. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch HIS Hochschul-Informationssystem. Berlin/Bonn
- I **Bourdieu, Pierre** (1997): Verstehen. In: Bourdieu u.a.: Das Elend der Welt. Konstanz, 779-823
- I **BQN – Berliner Qualifizierungsnetzwerk für Migrantinnen und Migranten Berlin e.V.** (2008): „Berliner Verwaltung zeigt Gesicht“, Fotoausstellung und Broschüre. Berlin
- I **Decker, Oliver/Weißmann, Marliese/Kiess, Johannes/Brähler, Elmar** (2010): Die Mitte in der Krise. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2010, hrsg. von Nora Langenbacher/Friedrich-Ebert-Stiftung/Forum Berlin. Pdf unter www.fes-gegen-rechtsextremismus.de
- I **DGB-Index Gute Arbeit GmbH** (Hrsg.) (2009): DGB-Index Gute Arbeit – Der Report 2009. Wie die Beschäftigten die Arbeitswelt in Deutschland beurteilen. Berlin
- I **Dollmann, Jörg** (2010): Türkischstämmige Kinder am ersten Bildungsübergang. Primäre und sekundäre Herkunftseffekte. Wiesbaden
- I **Fiehler, Fritz/Lehmkuhl, Kirsten** (2009): Berufsorientierung – abgestimmter, praktischer und gerechter, Broschüre hrsg. von BQN Berlin. Berlin
- I **Funcke, Antje/Oberschachtsiek, Dirk/Giesecke, Johannes** (2010): Keine Perspektive ohne Ausbildung. Eine Analyse junger Erwachsener ohne Berufsabschluss in Westdeutschland. Gütersloh
- I **Granato, Mona** (2009): „Erfolgreiche“ Strategien und Wege von Jugendlichen mit Migrationshintergrund im Übergang Schule-Ausbildung. www.migration-boell.de/web/integration/47_1126.asp
- I **Häfeli, Kurt/Schellenberg, Claudia** (2009): Erfolgsfaktoren in der Berufsbildung bei gefährdeten Jugendlichen. Studien + Berichte/29 A, hrsg. von der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren, Bern
- I **Heinz, Walter R./Krüger, Helga/Rettke, Ursula/Wachtveitl, Erich/Witzel, Andreas** (1985): „Hauptsache eine Lehrstelle“. Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarktes. Weinheim.
- I **Heitmeyer, Wilhelm** (Hrsg.): Deutsche Zustände, Folge 9. Berlin
- I **Kaufmann, Jean-Claude** (1999): Das verstehende Interview. Theorie und Praxis. Konstanz
- I **Krümmel, Ute/Ophardt, Diemut** (2006): Evaluation der Fortbildung „Schulprogramm und Sprachförderung“. Unveröffentlichter Abschlussbericht. Berlin

- I Kuhl, Poldi/Pant, Hans Anand/Rehkämper, Klaus/Rockmann, Ulrike/Wendt, Wolfgang (2009): Bildung in Berlin und Brandenburg 2008. Ein indikatorengestützter Bericht zur Bildung im Lebenslauf. Berlin
- I Lehmkühl, Kirsten (2002): Unbewusstes bewusst machen. Selbstreflexive Kompetenzen und neue Formen der Arbeitsorganisation. Hamburg
- I OECD – Organization for Economic Cooperation and Development (2002). OECD-Gutachten zur Berufsberatung – Deutschland. Länderbericht. Besuch: Juni 2002. In: Informationen für die Beratungs- und Vermittlungsdienste (ibv), 38, 2679-2698
- I Prager, Jens U./Wieland, Clemens (2005): Jugend und Beruf. Repräsentativumfrage zur Selbstwahrnehmung der Jugend in Deutschland. Gütersloh www.bertelsmannstiftung.de/bst/de/media/Studie_Jugend_und_Beruf.pdf
- I Prenzel, Manfred (2007): PISA 2006: Wichtige Ergebnisse im Überblick, in: PISA-Konsortium Deutschland (Hrsg.): PISA ,06. Die Ergebnisse der dritten internationalen Vergleichsstudie. Münster u.a., 12-30
- I Ratschinski, Günter (2009): Selbstkonzept und Berufswahl. Münster u.a.
- I ReiBig, Birgit/Gaupp, Nora (2007): Schwierige Übergänge von der Schule in den Beruf. In APuZ, Nr. 28, 10-17
- I Rösch, Heidi (2004): Deutsch als Zweitsprache (DaZ) in der Beruflichen Bildung, http://www.owl-vielfalt.de/cweb/cgi-bin-noauth/cache/VAL_BLOB/5323/5323/3284/DaZ-Beruf_Heidi_Roesch.pdf, letzter Zugriff: 01.11.2010
- I Schiersmann, Christiane (2006): Geschlecht und Nationalität als soziale Determinanten beruflicher Qualifizierungsprozesse. In: Arnold, Rolf/Lipsmeier, Antonius (Hrsg.): Handbuch der Berufsbildung. Wiesbaden, 112-121
- I Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales. Der Beauftragte des Senats von Berlin für Integration und Migration (Hrsg.) (2009): Erster Umsetzungsbericht zum Berliner Integrationskonzept 2007–2009. Berlin
- I Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales. Der Beauftragte des Senats von Berlin für Integration und Migration (2010): Jeder fünfte Auszubildende beim Land Berlin mit Migrationshintergrund. Pressemitteilung 12.06.2010. <http://www.berlin.de/landespresse-stelle/archiv/2010/06/12/298975/index.html> Letzter Zugriff: 02.02.2011
- I Statistisches Bundesamt (2010): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund. – Ergebnisse des Mikrozensus 2009 – Fachserie 1 Reihe 2.2 pdf Online-Publikation. Wiesbaden
- I Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim
- I Wernet, Andreas (2000): Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik. Opladen

I Impressum

Herausgeber

BQN Berlin

Annemie Burkhardt

Alte Jakobstraße 85–86

10179 Berlin

Telefon: 030 / 275 90 87-0

Fax: 030 / 275 90 87-22

E-Mail: info@bqn-berlin.de

Internet: www.bqn-berlin.de

Titelbild

Barbara Dietl

Gestaltung

kursiv, Katrin Schek

Das Projekt BQN Berlin und die Kampagne *Berlin braucht dich!* werden im Auftrag des Berliner Integrationsbeauftragten durchgeführt und aus Mitteln des ESF gefördert.

Copyright 2011 BQN Berlin

AutorInnen: Prof. Dr. Kirsten Lehmkuhl

Marcus Eckelt, M.A.

Cornelia Schöler, Dipl.-Pol.

Technische Universität Berlin

Institut für Erziehungswissenschaft

Fachgebiet Schul- und Berufspädagogik

- Was möchte ich werden? Wie möchte ich leben? Welche Arbeit wird mir Spaß, wird mich stolz und zufrieden machen? – Zehn Jugendliche mit Migrationshintergrund berichten von ihren ersten Begegnungen mit der Arbeitswelt. Dabei wird klar, wie wichtig betriebliche Praktika sind, um über die eigene berufliche und private Zukunft nachzudenken. Es kommt allerdings darauf an, wie eine solche Begegnung mit der Arbeitswelt gestaltet wird.
- Eine Willkommenskultur in den Ausbildungsbetrieben schafft erst die Grundlage, auf der die schulische Berufsorientierung Schülerinnen und Schülern Zuversicht für die eigene berufliche Entwicklung vermitteln kann. Die Botschaft der Kampagne *Berlin braucht dich!* ist auf Verstärkung im schulischen und betrieblichen Bereich angewiesen. Es geht darum, gemeinsam sicherzustellen, dass Jugendliche berufliche Wirklichkeit, betriebliche Aufgaben und Abläufe erleben und reflektieren können. Diese Broschüre zeigt, was Jugendlichen dabei wichtig ist.



Der Beauftragte des
Senats für Integration
und Migration



EUROPÄISCHE UNION
Europäischer Sozialfonds



BQN Berlin

Berufliches
Qualifizierungsnetzwerk
für Migrantinnen und
Migranten in Berlin